



Seufzer

aus

Oestreich

und

seinen Provinzen.



Leipzig,
Literarisches Museum.

1834.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Ankunft in Deutschland — Reise über Karlsruhe, Stuttgart, Cassel, Leipzig, Dresden, Karlsbad und Töplitz nach Prag — östreichische Polizei — Bäder — Parallele zwischen Preußen und Oestreichern — Böhmen — die böhmischen Bauern — Charakter des Volks — Religion.

Wir verließen Alt-England, und gingen über Paris und die Straßburger Brücke auf deutschen Grund und Boden. Das erste deutsche Reich, welches wir jenseit des Rheins fanden, war das Großherzogthum Baden. Die Landeshauptstadt Karlsruhe ist groß und regelmäßig, und besitzt ein prachtvolles Palais und einen schönen Park. Der Menschenschlag ist herrlich, das Land fruchtbar; es besitzt auch, was man in Deutschland eine Konstitutionelle Verfassung nennt. Was soll man weiter davon sagen? Etwa daß das arme Volk dort wie anderswo von Kartoffeln und schwarzem Brode lebt, das an Farbe den alten abgetragenen Hüten auf seinen Köpfen gleicht?

Aufhalten in diesem Ländchen war unser Vorsatz nicht; noch desselbigen Tages kamen wir in das Königreich Würtemberg. Das Königliche Residenz-Schloß

in Stuttgart ist vielleicht das Schön[illegible] in Deutschland, und übertrifft die Tuilerien bei Weitem. Bis nach Heidelberg gab es keinen erfreulichen Anblick. Dort herum gewann das Land ein besseres und romantischeres Ansehn; die Bewohner schienen sich in besseren Verhältnissen zu befinden.

Einige Stunden genügten, um uns in die dritte Hauptstadt auf deutschem Gebiete, nach Darmstadt zu versetzen. Hier fanden wir ein schönes Theater, eine Ständeversammlung à la Würtemberg, und ein Heer von zehntausend Soldaten, die mit Freuden wieder einen Kreuzzug gegen die Yankee's machen möchten, wie uns gesagt wurde.

Eine halbe Tagereise, und wir waren in Frankfurt, dem Sitze des deutschen Bundestages. Mit einem gutem Pferde kann man von hier aus in Zeit von einer Stunde durch das Gebiet von drei Souverainen reiten, nämlich durch das der Churfürsten von Hessen, des Herzogs von Nassau und des Landgrafen von Hessen-Homburg.

Der Churfürst von Hessen-Cassel ist der reichste aller deutschen Fürsten. Sein Land und seine Unterthanen sind Zeugen. Seine Schätze verdankt er seinem Großvater und seinem Vater, zweien Fürsten, welche besser wußten wie die andern deutschen Prinzen, was Souverainetät zu bedeuten habe. Der Erste verkaufte seine getreuen Landeskinder nach Amerika, der Andere brachte die Privilegien der vorigen Fürsten und Edelherren wieder in Schwung.

Da sich seine Schätze hauptsächlich von den Soldaten seines Ahnherrn herschrieben, so widmete er auch den seinigen alle mögliche Aufmerksamkeit. Nach der Restauration fiel ihm nichts Geringeres ein, als daß sie wieder Zöpfe tragen sollten, wie zu den Tagen Friedrich des Großen. Da man aber durchaus kein Verfahren ausfindig machen konnte, wie die befohlenen Zöpfe am Kopfe festgemacht werden sollten, die Ungeduld aber nicht erwarten konnte, bis den Leuten die Haare gewachsen sein würden, so ward entschieden, daß der Zopf am Kragen befestigt werden möchte. Die Göttinger Studenten machten sich darüber weislich lustig; sie banden sich Schweinsschwänze an, und zogen so durch's Land. Es kam auch vor, daß alte Kriegsleute, welche dem Churfürsten in's Exil gefolgt waren und ihre eigenen Zöpfe behalten hatten, um dem Befehle zu genügen, sich noch den falschen Zopf an den Kragen hängen mußten, und nun mit zweien herumgingen.

Frankfurt am Main ist eine berühmte und alte Stadt, wo sich ziemlich durch alle Klassen ein ansehnlicher Wohlstand verbreitet findet. Nebst Wien ist es der einzige wirklich reiche Platz im südlichen Deutschland. Sind auch die größten Reichthümer in den Händen einiger Juden, so kommt doch den Bewohnern genug von dem zu Gute, was jene an russischen und andern Papierchen profitiren.

Schmerzlich ist es, daß der edle Charakter der Deutschen und seine Tugenden im Ganzen so wenig gekannt ist, und so gering geachtet wird. Sie besitzen

eine Innigkeit des Gefühls, welche aus dem Gemüthe kommt und zum Herzen spricht. Als ich durch Heidelberg kam, trat der unglückliche Exkönig Gustavsohn von Schweden in demselben Hotel ab, wo ich wohnte. Er hatte so eben den Postwagen verlassen, und erschien im Speisesaal des sogenannten Posthofes, den Mantelsack unter dem Arme, in einfacher, selbst nachlässiger Bekleidung und ohne alle Bedienung.

Der Saal war voll Reisende und Studenten, und es herrschte eine zwar nicht sehr geräuschvolle, doch sehr belebte Unterhaltung, die sich aber beim Eintritte des Exmonarchen in ehrfurchtsvolles Schweigen verwandelte. Die Studenten hörten auf zu rauchen, und der Gast, welcher den obersten Platz an der Tafel inne hatte, stand auf, um ihn dem ausgezeichneten Reisenden abzutreten. Der Wirth, näherte sich ihm und fragte, ob ihm nicht unangenehm sei, die Musik einer so eben eingetretenen Musikbande anzuhören und nachdem er seine Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben hatte, duldete man nicht, daß er wegen seines persönlichen Beitrages von den Musikanten angesprochen werde; man wußte, daß er in Basel seinen Mantelsack hatte verpfänden müssen. Kein Anwesender erlaubte sich zu lachen, ja nur ein spöttisches Gesicht gegen die herabgekommene Majestät zu schneiden. Eine allgemeine Achtung, gleichweit entfernt von serviler Unterthänigkeit wie von Geringschätzung, sprach sich in der ganzen Gesellschaft gegen den Unglücklichen aus.

Der Deutsche verbindet mit einer unglaublichen

Bildung und Erfahrung gewöhnlich große Bescheidenheit und eine Einfachheit des Betragens, die einen Maaßstab seines Geistes abgiebt.

Unter den bessern Klassen der Gesellschaft haben sich in Frankfurt am Main allerliebste Vereine gebildet, welche aus jungen Leuten von beiderlei Geschlechtern bestehn. Unter funfzehn davon würde man nicht fünf ausfindig machen, die mit der englischen Literatur nicht vertraut wären. Walter Scott, Moore, Cooper sind ihre Favorit-Schriftsteller. In ihren Zusammenkünften werden ihre Romane und Gedichte vorgelesen, man unterhält sich mit Musik und übt andere gesellige Unterhaltungskünste. Nach dem Thee begiebt man sich in den Cäcilienverein, eine für Frankfurt höchst ehrenvolle Gesellschaft. Hundert junge Leute beider Geschlechter und aus den ersten Familien, kommen hier regelmäßig zweimal in der Woche zusammen, um unter Leitung eines geschickten Musikers die klassischen Werke eines Haydn, Händel, Graun und andrer berühmter Meister aufzuführen. Die Kosten werden von den Mitgliedern durch Subscription gedeckt.

Die Räume, welche zur ehemaligen Kaiserkrönung benutzt wurden, würden ein kostbares Denkmal abgeben, sollten sie nichts weiter thun, als der Zukunft die Herrlichkeit der Vorzeit verkünden. Der Saal, in welchem die Ceremonie vor sich ging, ist ein Oblongum, oder gleicht vielmehr einer Schloßkapelle der mittleren Art in England. Die Kaiserbilder, davon die ältesten mehrmals restaurirt worden, von Alter ganz vergraut, die Oede im ganzen Gebäude, kann als ein

treffendes Bild der gegenwärtigen Lage des heiligen römischen Reiches gelten.

Bis Leipzig bietet die Tour, Gebirge und einige kleine Residenzen der sächsischen Herzöge abgerechnet, nichts sonderlich Merkwürdiges. Ich besuchte bei Leipzig den Punkt, wo der tapfere Poniatowski, das Idol und die Hoffnung seiner Landsleute, seine ruhmvolle Laufbahn beschloß. Romantisch und enthusiastisch gesinnt, wie die Polen bekanntlich sind, darf man sich nicht wundern, wenn sie mit so vielem Feuer an der Idee hingen, jenen Prinzen auf dem Throne der Sobiesky und Casimire zu sehn. Als ich später in Töplitz war, machte ich eines Tages eine Partie in Gesellschaft von polnischen Familien. Zufällig kam das Gespräch auf den Prinzen Poniatowski, und die schöne S— äußerte unter andern: „Wenn Sie jenen Prinzen gesehen hätten, wie er allein und stehend, seinen mit acht wilden Rossen bespannten Phaeton durch die Straßen von Warschau lenkte, so würden Sie den Eindruck kennen, welchen seine Erscheinung auf alle Welt hervorbrachte."

In Bezug auf des Fürsten tragisches Ende wird eine merkwürdige Anekdote erzählt, deren Authenticität übrigens von mehreren Augenzeugen bestätigt worden ist. Etwa sechs Jahr vor seinem Tode besuchte nämlich Poniatowski Verwandte in Schlesien. Es war eine kleine Gesellschaft in einem Pavillon versammelt, als man vor demselben plötzlich eine klagende aber wohlklingende Stimme vernahm. Es fand sich, daß sie von einer Zigeunerin herrührte; man ließ das Weib

sofort eintreten und forderte sie zum Wahrsagen auf: Poniatowski kam zuerst an die Reihe. Nachdem das Weib seine Hand lange und aufmerksam besehen hatte, murmelte sie bedeutungsvoll: „Prinz, eine Elster wird Ihr Tod sein.“

Der Doppelsinnigkeit wegen fiel diese Prophezeihung der Gesellschaft vorzugsweise auf, und wurde zu Papier gebracht und von den Anwesenden beglaubigt. Dieses Aktenstück soll noch vorhanden sein.

Sachsens Wohlstand scheint trotz seiner Zerstückelung und den Verheerungen eines Krieges, welcher zu verschiedenen Malen eine Million Soldaten auf seinem Gebiete vereinigte, wenig gelitten zu haben. Ueberall sieht man das väterliche Walten der Regierung. Mochte man dem greisen Fürsten, der nur treu an seinem geleisteten Eide und der damit besiegelten Alliance hielt, was andere nicht für nöthig hielten, vorwerfen was man will, er hat mehr wie dafür gebüßt. Seine edelmüthige Redlichkeit hat unerschütterlich fest gestanden im Sturme der Zeit, und er that was er konnte, die blutenden Wunden seines Landes zu heilen.

Dresdens Schätze, denen es den Namen des deutschen Florenz verdankt, sind bekannt genug. Prächtige Bauten sieht man in Dresden nicht; das Königliche Schloß, die katholische Kirche, das Marcolinische Palais, haben nichts Imposantes. Der Gesammtanblick der Stadt ist aber prächtig. Ohne gerade romantisch zu sein, ist ihre Lage schön. Eine Brücke in einem edlen Style gebaut, vereinigt die beiden Stadttheile.

Wir verließen Dresden mit Bedauern auf der Straße nach Böhmen, dieselbe, auf welcher vor vierzehn Jahren die östreichischen, russischen und preußischen Adler vor dem Korsischen Helden zurückwichen. Hier war der letzte Schauplatz seines Ruhmes. Nach zweien Tagen unaufhörlichen Kampfes und Regens kehrte er, von den Anstrengungen ganz erschöpft, in die Stadt zurück. Seine Kleider trieften, der Rand seines Hutes hing herab, da grüßte ihn der Ruf des seinen Muth bewundernden Volkes mit dem lauten: „es lebe der Kaiser!"

Mit nassen Augen wendete der Held sich zu Berthier, und sprach: „das klingt aufrichtig." Dann rasch nach den Tausenden gefangener Oestreicher blikkend, die ihm folgten, umdüsterten sich seine Blicke und nahmen einen Ausdruck an, den sie nicht mehr verloren.

Zwischen Peterswalde und Nollendorf schlug das Wort Halt! an unsere Ohren. Ein großer Schlagbaum, gelb und schwarz bemalt, versperrte die Straße, und erinnerte uns daran, wo wir wären. Aus einem dabeistehenden Hause, über dessen Thür ein Doppeladler thronte, trat ein Zollbeamter in Begleitung eines Unterofficiers und zweier Soldaten. Mein Reisegefährte hatte es für angemessen gefunden, meine Bücher und Papiere unter seine unmittelbare Obhut zu nehmen; diese Vorsicht war indessen überflüssig. Nach respektvollen Begrüßungen fragte ihn der Zollbeamte, wer ich sei. Nachdem er davon unterrichtet worden, wollte er wissen, ob ich keine fremden Bücher bei mir

habe, und machte sich an mein Gepäck, als ihm mein Begleiter mit gleichzeitig arrogantem und boshaftem Lächeln zurief: „ich nehm' es auf mich und will seinen Paß selbst ausfertigen; es ist ein Freund von mir. Schicken Sie nur zu E., und lassen Sie sich in meinem Namen eine Hirschkeule und ein Faß Bier geben."

Der Beamte gab seine Dankbarkeit durch einen ehrfurchtsvollen Handkuß zu erkennen, und die Soldaten zogen ein abscheuliches Gesicht.

Jetzt ging es in die Defileen von Nollendorf hinab, berühmt durch den Widerstand, welchen hier dem Heere Vandamme's drei Tausend Preußen unter dem General Kleist (später von Nollendorf genannt) entgegen setzten. Aus dieser Defilee kommt man in ein tiefes, von allen Seiten mit hohen Bergen eingeschlossenes Thal, dessen bewaldete Abhänge vor vierzehn Jahren Zeugen der blutigen Schlacht von Maria Culm waren. Zwei Monumente erinnern den Wanderer an diese Waffenthat; das eine hat der König von Preußen, das andere der böhmische Adel errichten lassen.

St. Maria Culm, Residenz des edlen Grafen von Thun, in geringer Entfernung von dem Flecken gleiches Namens gelegen, ist die erste schöne Wohnstätte, welche auf dieser Seite der Straße in's Auge fällt. Das Hauptgebäude, von Gärten, Parks und von dem Gute abhängigen Wohnungen umgeben, ist im eleganten und modernen Styl gebaut. Von hieraus kamen wir in Zeit von anderthalber Stunde nach Töplitz, dem berühmten Tempel Hygiea's, heilsam für alle

Uebel, welche der unmäßige Genuß der Geschenke von Ceres, Bacchus und Venus nach sich zieht.

Der Reisende kann sich hier nach seinem Beutel einrichten, und täglich fünf Guineen oder nur einen Schilling verzehren. Die gefällige Polizei weiß ihr Verfahren seinem Aeußeren, oder dem Stande und Namen anzupassen, den sein Paß angiebt, den er entweder selbst vorzeigt, oder auch nur hinschickt. Ein Fremder, welcher sich in Oestreich gleich bei der Ankunft hinreichend ausweisen kann, hat weit weniger Grund über die Polizei zu klagen, wie in Frankreich und Preußen. Sie lastet vorzüglich auf dem Volke. Die vornehmen Klassen und Fremde von Distinction werden wenig von ihr beunruhigt. Brandmarkt sie nicht der Titel „Revolutionäre,“ so haben sie mehr Freiheit wie irgendwo. Zwei Dinge sind es, die ich jedem Engländer besonders anempfehlen möchte, der um seine Vermögensumstände herzustellen, oder aus einem anderen Grunde, sein Vaterland mit dem Kontinente vertauscht. Nämlich, er muß weder Verachtung noch Unzufriedenheit mit den Institutionen des Landes an den Tag legen, wo er seinen Wohnsitz aufschlägt, und seine Zunge im Zaume zu halten wissen. Freiheit ist ein Diamant, der in England glänzt, und seiner Seltenheit wegen um so höher geschätzt werden muß. Man zeige ihn Dieben oder Armen, so werden sie ihn rauben, oder als etwas für sie Werthloses verachten. Wer seine Freiheit den Sklaven oder Aufpassern sehen läßt, giebt sich dadurch den unangenehmsten Folgen Preiß.

Töplitz ist ein recht hübscher Ort. Seine Häuser sind zahlreich, nett, solid, mitunter sogar ausgezeichnet. Das Fürstlich Clary'sche Palais (dem Fürsten Clary gehört Töplitz) macht einen imposanten Eindruck, ungeachtet es gerade in keinem erhabenen Style gebaut ist. Außer mehrern Privat-Badehäusern giebt es hier die Stadtbäder, die Bäder des Fürsten Clary und des Königs von Preußen. Alle sind von Marmor oder weißen Steinen, und sehr reinlich gehalten. Bevor man sich des Wassers bedient, bleibt es zehn Stunden der frischen Luft ausgesetzt, dessen ungeachtet ist es aber noch so warm, daß man es kaum im Bade aushalten kann. Zwei abgesonderte große Behältnisse sind zu Bädern für Arme beiderlei Geschlechts bestimmt, denen auch täglich kleine Almosen gereicht werden. Das gewöhnliche Regime, dem man in Töplitz folgen muß, ist nach dem Bade eine Stunde Siesta, hierauf wird gefrühstückt, dann promenirt. Um drei beginnt im Salon des großen Gartens das Diner. Zu Nachbarn hat man vielleicht einen böhmischen, russischen oder polnischen Edelmann, und ihres militairischen Kostüme's so wie ihrer martialischen Haltung wegen, sieht man sie vielleicht für russische oder preußische Generale an, wenn ihre Gewohnheit zu lachen nicht das Gegentheil verrieth.

Die Gesellschaft ist durchaus adlig. Man sieht sogleich wo man ist, ohne in die unangenehmen Verlegenheiten zu kommen, welche man in andern deutschen Bädern so häufig findet, wo einem zur Rechten vielleicht ein Prinz sitzt, der nur fünfhundert Louisd'ors

Renten hat, und zur Linken ein Königlich preußischer Leutnant, was uns nöthigt, der Kordialität des ersten kaltes Schweigen entgegen zu setzen, und zu den arroganten Windmäulereien des zweiten höflich zu lächeln.

Während der Tafel macht ein kleines Orchester vortreffliche Musik, und läßt einem die nach bestimmten Diätregeln arrangirten Gerichte übersehen. Rhein- und Ungar-Wein und Champagner fließen in Strömen, denn in einer Beziehung wenigstens, muß man der Liberalität der östreichischen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Beschränkt sie die intellektuelle Entwickelung ihrer Unterthanen, so begünstigt sie auf der andern Seite die physische aus allen Kräften, und erlaubt, was alle andere Regierungen verpönen, die Einfuhr aller Weine. Es ist hier das alte Sprichwort zur Staatsmaxime geworden: „ein voller Bauch studirt nicht gern."

Bei Tische berührt die Konversation niemals politische Gegenstände. Der Russe schwatzt von der letzten ungarischen Weinlese, der dickwanstige östreichische General, von dem lieblichen Geruch des Fasan's; die Polen plaudern nur mit ihren schönen Landsmänninnen am obern Ende der Tafel.

Einer der Anwesenden verdient jedoch einer besondern Aufmerksamkeit; er hat ein heiteres Ansehn, spricht französisch, englisch und deutsch wie Wasser, und ist eine Art Wetterfahne, aus deren Charakter man nicht klug werden kann. Jeder Neuangelangte kann gewiß sein, daß er diesen Mann des Mittags gegenüber haben wird. Der russische Graf behandelt ihn sehr zuvor-

kommend, die Polen sehen ihn wüthend an, demüthig benimmt sich gegen ihn der östreichische General, dessen Adjutant aber, der junge und reiche Graf N... wenig aus ihm macht. Der Betheiligte scheint indessen wenig Notiz davon zu nehmen, er ist ein tiefer Beobachter, und der Unbekannte wird immer sorgfältig von ihm bewacht. Wer aber ist dieser Mann?

„Der * *, ein Polizeispion, welcher auf Regimentsunkosten die Saison in Töplitz zubringt, auf großem Fuße lebt, von Jedermann gekannt ist, mit Jedermann vertraut umgeht, und nur dem Unvorsichtigen gefährlich ist. Man begegnet ihm überall, sogar in den adligen Zirkeln, denn die Edelleute halten es für nöthig, um ihre Loyalität und Ergebenheit gegen den Thron zu zeigen, mit Leuten seiner Art in gutem Vernehmen zu stehn.“

Gegen fünf Uhr, nach aufgehobener Tafel, wird man zu einer Partie in die Umgegend aufgefordert, wenn das Wetter schön ist, außerdem geht man in den Park des Prinzen Clary, der unter andern zwei herrliche Bassins mit Wasser unterhält, auf denen sich Schwäne majestätisch wiegen, und um welche herum prächtige Linden, schöne Waldbäume und schattiges Buschwerk steht. Zwei Personen, wenn sie überhaupt in Töplitz anwesend sind, machen hier ihre tägliche Promenade, das Wetter mag sein, wie es will. Die eine ist eine stattliche Gestalt, ihr Angesicht aber hat einen etwas düstern Ausdruck, die andere ist klein, und hat alle mögliche Mühe, mit der andern gleichen

Schritt zu halten. Es ist der König von Preußen und sein Kammerherr von Wittgenstein.

Das preußische Kurpublikum, welches Sr. Majestät folgt, hält sich apart, und dabei verliert die Gesellschaft in der That Nichts. Ueber die Arroganz so manches dieser Prahlhänse giebt es nur eine Stimme. Zwischen ihnen und den Oestreichern, insbesondre den Militairpersonen, besteht eine Eifersucht, die von den erstern dadurch immer mehr angefacht wird, daß sie sich ein überlegenes Ansehen geben. Worauf könnten sich indessen beide groß was einbilden?

Töpliß hat seine Annehmlichkeiten, wie man sieht; es ist hier Alles auf guten Fuß geordnet, und man ist hier weniger den Prellereien ausgesetzt, welche in andern deutschen Badeorten so häufig sind. Auch jene wandernden Musiker belästigen einen nicht, die an andern Orten es nöthig machen, daß man eine Münzsammlung von Kreuzern, Groschen und wie der Bettel sonst heißt, mit sich herum schleppen muß. Bei der Abreise zahlt man seinen Beitrag für die herrliche Musik, welche man bei Tafel genossen hat. Gute Seiten hat die östreichische Polizei, das muß wahr sein. Ich rechne dahin die Sorge, welche sie nicht bloß für das Wohlbefinden des Reisenden hat, sondern auch, daß sie ihn vor Schnellerei und dergleichen schützen hilft. Gastwirthe, Kutscher und das ganze dienende Personal, welches vorhanden ist, muß aus Furcht rechtlich mit den Fremden umgehn. Der Gastwirth würde unerbittlich bestraft, der Bediente zum Teufel

gejagt, der sich unterstände, einen Kurgast gar zu sehr zu schröpfen.

Rußland, Sachsen und Polen liefert gemeiniglich die schöne Hälfte der guten Gesellschaft in Töplitz. Nichts Verführerischeres und Gefährlicheres kann es übrigens geben, wie eine Polin.

Wer gern trinkt und raucht und zum hundert und einten Male dieselbe Kriegsthat erzählen hört, findet seine Leute an den Preußen, welche sich in den Hotels zum Adler und Eber zusammen finden. Dort kann man hören, welche Großthaten sie an der Katzbach, bei Bar-sür-Aube, auf dem Montmartre vollbrachten, und wie sie verhinderten, daß Wellington mit seiner Armee bei Waterloo nicht in Kochstücke gehauen wurde. Um ihre Worte zu beweisen, ziehen sie auch wohl ein zu Olims Zeiten roth gewesenes Portefeuille aus der Tasche, welches die Pläne jener Schlachten enthält.

Die Umgegend von Töplitz, das böhmische Paradies genannt, sind der Versammlungsort der großen Welt während der schönen Jahreszeit. Mehrere Herzöge, Fürsten und Grafen bringen den Sommer dort auf ihren Schlössern und Landsitzen zu; einige derselben gleichen den besten der Art in England, wenn sie dieselben nicht noch übertreffen sollten. Eines der ausgezeichnetsten Schlösser ist Raudnitz, desgleichen Eisenberg, wohin unsre Exkursion gemacht wurde.

Eisenberg gehört sammt der Herrschaft gleiches Namens dem Prinzen von Lobkowicz. Das Schloß zeigt sich, nachdem man ungefähr eine Stunde weit durch

Waldung gefahren ist. Drei Alleen führen auf den höchsten Berg der Umgegend. Ein Rudel Dammhirsche zeigte sich einen Augenblick, indem wir herumkutschirten, und verschwand dann im Dickicht. Stolz erhebt sich das schöne, sechseckige Gebäude aus der Mitte der Forsten; es hat drei Etagen, welche von Kuppeln überragt werden. Zwei von ionischen Säulen getragene Balkone zieren die ebenfalls mit Säulen derselben Ordnung versehene Hauptfacade. Man steigt eine Doppeltreppe hinauf, welche in die erste Etage bringt, die der fürstlichen Familie vorbehalten ist, und eine prachtvolle Einrichtung enthält. Die zweite Etage ist für Gäste und Fremde bestimmt, welche mit edler Gastfreundschaft, sogar in Abwesenheit der Herrschaft aufgenommen und bewirthet werden.

Der Kastellan richtete auch an uns die Einladung einen Tag zu verweilen, ja er trug uns sogar an, die Hirschjagd abzuwarten, welche in acht Tagen aufgehen und womit des Prinzen Ankunft gefeiert werden solle. Diese Jagd ist hier nicht sehr anstrengend. Man beschränkt sich darauf eine Mandel Hirsche nach dem Waldrande zu treiben, wo die Jäger im Hinterhalte liegen, und ihnen das Garaus machen, sobald sie sich sehen lassen. Ein Diner und ein Ball beschließen das Fest.

Die Aussicht vom Schlosse ist wahrhaft imposant. Gegen Nordost erheben sich bis in die Wolken eine Menge Berggipfel, die noch unter König Rübezahl's magischem Scepter zu stehen scheinen, gegen Westen zeigt sich das sächsische Erzgebirge, gegen Mittag breitet sich wie ein Teppich das schöne Böhmen aus, be-

deckt mit alterthümlichen Ruinen, mit Schlössern, Städten und Dorfschaften.

Nur einmal des Jahres kommt der Fürst mit seiner Familie hierher, und verweilt dann während der Jagdzeit einen oder zwei Monat. Hundert Tausend Acker Waldung gehören zu seiner Herrschaft. Ein Theil davon ist abgesperrt, und wird von ein drittehalb Hundert Rehe und Hirsche, und funfzig wilde Schweine bevölkert. Alle drei Jahre wird große Hirschjagd gehalten, und der benachbarte Adel dazu eingeladen. In England würden diese Anlagen einen jährlichen Aufwand von mindestens zwei Tausend Louisd'or verursachen, hier zu Lande kosten sie verhältnißmäßig wenig. Die zur Besitzung gehörenden zehn Vorwerke erndten Gerste genug, um das Wild damit zu füttern; zu jedem gehören fünf und zwanzig Tausend Acker urbares Land. Sie sind so angelegt, daß sechszig zur Herrschaft gehörende Dorfschaften sich um sie gruppiren. Die Bauern derselben müssen Frohndienste aller Art thun, die Straßen bauen, und bei den Jagden die Treiber stellen. Die Verwaltung der ganzen Domaine beaufsichtigt ein Direktor, die der Forsten speziell ein Inspektor. (Beide sind der Landesregierung verantwortlich, ersterer nämlich für Ausführung der ihm zukommenden Befehle, letzterer für Konservirung der Forsten.)

Die Einkünfte dieser großen Besitzung bestehen im Ertrage der Ländereien, der Eisenhämmer, der Nutzhölzer, Zehnten und Abgaben von den Bauern, die sie bei Verkäufen ihrer Grundstücke erlegen müssen. In

Böhmen giebt es im Vergleiche mit dem übrigen Europa, sehr wenige lehnsfreie Gutsbesitzer. Aller Grund und Boden gehört fast den großen Eigenthümern, welche ihn an die Bauern ablassen. Der ansässige böhmische Adel übt daher auf seine Unterthanen einen viel größeren Einfluß aus, wie derselbe Stand im eigentlichen Oestreich. Die Regierung fühlt daher auch, daß sie ihn nothgedrungen kajoliren muß, und ihre Maaßregeln richten sich immer nach den Umständen.

Die zehn Stunden lange Straße nach Karlsbad geht durch lauter Getraidefelder. Dieser Landstrich ist der fruchtbarste und reichste Theil von Böhmen, und die Landleute, welche ihn bewohnen, befinden sich im Allgemeinen im Wohlstande. Zwischen Saaz und Kommotau sieht man das herrliche, seiner Jagden wegen so berühmte Schloß des Prinzen von Schwarzenberg. Zwölf Tausend Stück Wildpret, Fasanen, Hasen u. s. w. fallen hier alljährlich von der Hand des hohen und niedern benachbarten Adels.

Karlsbad einer der interessantesten Orte von Böhmen, und vielleicht der ganzen Welt, liegt an den Gränzen des Erzgebirges. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir auf ein Plateau, von welchem die Straße auf dem Abhange eines achtzehnhundert Fuß hohen Berges in ein tiefes Thal hinab steigt. Vom Gipfel jener Höhe erblickt man die Stadt, verliert sie aber bei jeder Krümmung der Straße wieder aus dem Gesicht.

Bogen von dreißig bis funfzig Fuß Höhe erheben sich aus der Tiefe, um die Chaussee zu stützen, und

bieten ein Beispiel moderner Baukunst dar, das wegen seiner Festigkeit und Kühnheit keinem ähnlichen Werke des Kontinents nachsteht. Wagen und Fuhrwerke aller Art, legen den Weg bergein mit außerordentlicher Schnelligkeit zurück, und man kommt in Karlsbad in Zeit von wenigen Minuten an, ohne den Raum richtig schätzen zu können, welchen man so eben durchflog. Die Breite der Stadt beträgt keine Viertelstunde, ihre Länge ungefähr noch einmal so viel. Wie ungeheure Mauern, und in wilder Herrlichkeit, erheben sich die Berge hinter den Häusern, deren Zahl ungefähr drei hundert ist. Der sogenannte Sprudel befindet sich fast in der Mitte der Stadt. Eine große Rotunde bedeckt ihn, und hier vereinigen sich die Vornehmen aus allen Weltgegenden, um sich mit dem kochenden Wasser dieser berühmten Quelle die Lippen zu netzen und zu verbrennen.

Ueber eine Brücke kommt man von hier durch eine enge Gasse zum Neubrunnen, welchen die Ankömmlinge besuchen und nachdem sie einige Becher davon hinunter gegossen haben, mit großen Schritten in der hölzernen Gallerie hin und her laufen, welche sich am Ufer der Tepel hinzieht, die durch die Stadt fließt. Gewöhnlich fängt man mit acht Bechern an, die von Viertelstunde zu Viertelstunde getrunken werden, und steigt nach und nach zu sechszehn, ja zu vier und zwanzig, von denen dann einige aus dem Sprudel geschöpft werden.

Diese Badeorte sind die Zuflucht der Hypochondristen, der Milzsüchtigen, Misanthropen und Müßigen

aller Art. Die Natur scheint diese Stadt auserwählt zu haben, um jenen Träumern die Stöße eines bewegten Lebens vergessen zu machen. Ihre Bewohner besitzen einen sanften, heitern Charakter, der ganz zur Behandlung Leidender gemacht scheint. Der enge Raum, auf welchen der Ort beschränkt ist, macht seine Bewohner, deren Anzahl über zwei Tausend ist, und die ungefähr, bei gewöhnlichen Verhältnissen, eben so zahlreichen Kurgäste zu einer Familie. In Zeit von zwei Tagen kennt einen die ganze Stadt.

Die hiesige, heitere, zuvorkommende, in Gefälligkeiten für ihre Gäste unerschöpfliche Bevölkerung, ist ganz das Gegentheil von den Töplitzern. Wie es heißt, entschädigen sie sich für die Mühen, welchen sie während der schönen Jahreszeit sich unterziehn, indem sie den Gewinn des Sommers den Winter durch bei lustigem Leben wieder aufgehen lassen.

In Töplitz verbringen die Kurgäste ihren Morgen im Bett, hier drängen sie sich um die Quellen, und helfen die heilsamen Wirkungen des Wassers durch forcirte Spaziergänge befördern. Wagen, welche dort unentbehrlich sind, sind hier wegen der engen Gassen selten. Man bedient sich derselben kaum, um Eger zu besuchen, wo Wallenstein fiel, das Opfer einer Hofkabale.

Die vortrefflichen Eigenschaften des Karlsbader Wassers sind zu bekannt, um von mir einer Anpreißung zu bedürfen. Karl der Vierte entdeckte sie zufällig bei der Jagd. Vergeblich mahnten ihn seine Höflinge davon ab, den Ort näher zu untersuchen, der unfehlbar eines

Zauberers Werkstatt sei. Der seinem Jahrhundert vorausgeeilte Monarch forschte genau nach allen Umständen, und ward auf diese Art ein großer Wohlthäter aller Federhelden, vom Premierminister des Karlsbader Kongresses an, bis auf den unbedeutenden Schriftsteller, der bei aller Dankbarkeit gegen den heilsamen Quell, nicht ohne Furcht an den Karlsbader Kongreß denkt.

Unaussprechlich bezaubert von unserer Tour, kehrten wir auf demselben Wege nach Töplitz zurück. Von da bis Prag sind ungefähr neunzehn Meilen. Der Weg führt durch Lobositz, Gitschin und Welmarn.

Eine kurze Seitentour führt zu dem herrlichen Sommeraufenthalte des Fürsten Lobkowicz, Herzog's zu Raudnitz, einer der schönsten böhmischen Domainen. Das Schloß, und der von vierhundert Stücken Roth- und Schwarzwild belebte Park, sind prachtvoll. Im Verein mit der Umgegend, den Gebirgen von Melnich, die mit Reben bedeckt sind, dem gleichnamigen, in Ruinen liegenden Schlosse, und der majestätischen Elbe, geben diese Dinge, der Anschauung des Ganzen gleichzeitig einen großartigen und doch ungemein melancholischen Charakter.

Das Land ist weit und breit der Spiegel des Friedens und der Ruhe, und somit ein sonderbarer Kontrast mit der herrlichen Mannigfaltigkeit der Scenerie und dem lebhaften, listigen Charakter seiner Bewohner.

Die Weinberge von Lobositz, Aussig, Melnich und Raudnitz, wurden von Karl dem Vierten mit Burgundischen Reben beflanzt. Seit zweihundert Jahren

haben sich die hiesigen Dorfschaften erhalten, wie sie waren. Die Städte Budin und Leitmeritz, durch die der Weg uns brachte, haben ein hübsches Ansehn, und scheinen besser, wie die deutschen Städte gleichen Ranges. Wahr ist's, ihre Mauern sind Ruinen, und ihre Gebiete sind kaum zu unterscheiden, allein man baut neue Häuser an die Stelle der alten Wälle.

Zwischen den beiden nur genannten Orten liegt die Festung Maria Theresienstadt, die in Kriegszeiten eine Besatzung von zwölfhundert Mann einnimmt. Ob sie für das Land von einigem Nutzen ist?

Die Bauerhäuser sind in Böhmen gewöhnlich aus Steinen, oder ungebrannten, an der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut, und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Reiche Bauern haben Ziegeldächer; gedielt ist nur das beste Zimmer im Hause.

Die besondern Verhältnisse der Regierung, die ihr in der Entwickelung der Selbstständigkeit der Unterthanen etwas Gefährliches erkennen lassen, das ihren Gehorsam untergräbt, erlaubten dem Wohlstande nicht, sich über gewisse Gränzen zu erheben. Vollauf zu Essen und zu Trinken, und Geld zur Bezahlung der Abgaben, einige Gulden für unvorhergesehene und Kriegsfälle, mehr bewilligt die Regierung eigentlich nicht. An's Schätzesammeln denkt man nicht, ja hält es für gefährlich.

Ist dagegen andererseits der Landwirth nicht im Stande, seine Abgaben zu erschwingen, ein Fall, welcher bei vielen Tausenden jetzt eingetreten ist; so giebt man ihm nicht blos Nachsicht, sondern erläßt ihm

sogar, und Auspfändungen durch den Fiskus kommen fast gar nicht vor.

Die böhmischen Bauern genießen in so fern einer gewissen Freiheit, als sie ihren Gutsherrn nicht eigen angehören, wie die ungarischen, und sich verheirathen, und ihre Güter verkaufen können. Freigüter können sie indessen nicht erwerben. An Abgaben zahlen sie gerade doppelt so viel, wie der Adel, wenn der Landbesitz beider Theile gleich ist. Außerdem müssen sie an Geistlichkeit und Gutsherrn den Zehnten geben, und zur Frohne persönliche und Spanndienste thun. Alle diese Verhältnisse werden durch ein höchstes Tribunal geordnet, welches von den Ständen des Königreichs beaufsichtigt wird. Die Behörde stellt einen Direktor und mehrere Unterbeamte an, davon die Letzteren zwar von den Gutsbesitzern abhängig sind, doch dessenungeachtet der Regierung verantwortlich bleiben. An den Direktor werden die Abgaben bezahlt, und von ihm den Kreishauptkassen abgeliefert. Ihm liegt die Vollziehung der Konscriptionsgesetze ob, er hat über Brücken und Chausseen zu wachen, die Armen zu verpflegen, und alle Anordnungen in Bezug auf den Bauernstand zu vollziehen. Er bildet ferner die Behörde, an welche die Letzteren sich adressiren müssen. In dem Falle, daß er seine Autorität mißbrauchen sollte, steht dem Landmanne der Rekurs an eine zweite Behörde, den Kreishauptmann, offen, der mit den Regierungsräthen rangirt. Böhmen ist nämlich in sechszehn Kreise getheilt. Unter seinem Befehl stehn vier Kommissäre und eine Anzahl Sekretäre Ein drittes Tribunal ge-

währt endlich die Regierung, deren Präsident der Oberburggraf ist, und die aus einem Vicepräsidenten und dreißig Räthen besteht; das letzte ist der Kaiserliche Staatsrath selbst, wo der Kaiser in Person, oder der Fürst Metternich, als Vicekanzler den Vorsitz führt.

Ungefähr in denselben Formen wird auch die Justiz verwaltet. Jede große Domaine hat einen besondern Gerichtshalter, der aus dem Advokatenstande genommen wird, und in Hinsicht seines Gehaltes vom Gutsbesitzer abhängig ist. Er hat einen, oder auch mehrere Aktuarien neben sich, und entscheidet in erster Instanz. Beruhigen sich die Parteien nicht dabei, so können sie sich an das sogenannte Appellationsgericht wenden, das in der Hauptstadt sitzt, und aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und fünf und zwanzig Räthen besteht. Wird hier das erste Urtheil bestätigt, so hört die fernere Appellation auf, ist das aber nicht der Fall, so können sich die Streitenden noch an den höchsten Kaiserlichen Gerichtshof nach Wien wenden, dem der Justizminister präsidirt.

Die Regierung hat auf diese Art versucht, die Bauern gegen den Druck der Gutsherrn und Gerichtsdirektoren zu schützen, und in den Kreishauptleuten, von welchen alle Grundeigenthümer, gleichviel ob Bauer oder Edelmann, abhängig sind, ein hinlängliches Gegengewicht wider die Usurpationen des Adels aufgestellt. Da indessen der Vorgesetzten so viele sind, so sind die Rechte, welche Joseph II. dem Landmanne einräumte, dadurch wohl wieder sehr verkümmert.

Der Charakter der Landvolkes ist ganz so, wie

man ihn bei einem, von vielen Herren gedrückten Menschenschlage voraussetzen kann, der alle Augenblicke seine Unterthänigkeit zu fühlen hat; er ist niedrig, hinterlistig und unzuverlässig. Auf den Gesichtern der Landleute spiegelt sich Niedergeschlagenheit; gegen Versprechungen und selbst gegen Geld sind sie gleichgültig. Nur Argumente ad hominem machen auf sie Eindruck. Ihre düstern Züge vermag einzig und allein die Musik aufzuhellen. Unglaublich ist es, wie empfänglich die gemeinsten Leute hier für den Zauber der Harmonie sind. Auf der Stelle nehmen ihre Blicke einen fröhlichen Ausdruck an. Unvergleichlich möchte ich die Würde ihrer Kirchenmusik nennen, und den Effekt, welchen sie hervorbringt. In Raudnitz zogen uns die langen Kadenzen und feierlichen Akkorde der Orgel, begleitet von dem Gesange der Gemeinde in die Kirche. Die schwärmerischen Klänge, der Ausdruck von Erbauung in den Zügen der Sänger, verlieh dem Ganzen etwas so Imposantes, das ich nicht zu schildern vermag.

Die slavischen Völkerstämme der Russen, Polen und Böhmen sind wegen ihrer musikalischen Anlagen berühmt, besonders im Fache des Ernsten und Romantischen. Es kann kaum eine Nation mehr Neigung für das Wunderbare haben, und ein größerer Freund von Fabeln sein, wie die Böhmen. Ohne gerade besonders abergläubig zu sein, glauben sie doch mit Enthusiasmus an die Heldenthaten, welche von ihren Vorfahren erzählt werden. Sie kennen durch Tradition die Geschichte ihrer ersten Herzoge, von Czech und

seinen drei Töchtern, und zeigen dem Reisenden an der Straße von Töplitz nach Prag einen dürren einsamen Berg, wo einer ihrer ersten Fürsten und fünfhundert seiner Krieger in tiefem Schlafe ruht, bis ihn dereinst der Donner des Himmels aufrufen wird zur Befreiung seiner Landsleute vom Joche der Ausländer, in denen sie Usurpatoren sehen. Auch ihre Amazonen haben sie, und bei Prag liegen die Ruinen einer Burg, welche die Sage zu ihrer Residenz stempelt.

Mehr als irgend eine Erinnerung der Vorzeit macht aber das Andenken ihres Königs Karl's **IV.**, ihren Enthusiasmus rege. Er fiel in der Schlacht bei Crecy. Kaum einen Bauer wird man finden, der dieses Fürsten Worte und Thaten nicht auswendig wüßte, während man drittehalb Millionen umsonst nach dem Vater des regierenden Kaisers fragen könnte.

Historische und literarische Werke, reich an Interesse ungeachtet der Epochen, wo sie erschienen, wurden nicht bloß durch die Autodafe's der Jesuiten vernichtet, so z. B. unter Ferdinand's **II**. Regierung allein an funfzig Tausend Werke und Handschriften in böhmischer Sprache, sondern auch jeder Versuch, eine unpartheiische Geschichte des Landes zu schreiben, wurde auf eine Weise bestraft, die den Kühnsten abschrecken mußte. Man erzählt sich sogar, daß ein Prinz des fürstlichen Hauses Lobkowicz mit Namen Boynslaws, in den östreichischen Kerkern starb, weil er seine Landsleute aufzuklären versuchte. Wie weit man noch heut zu Tage geht, davon spricht in ihrer Art die zuverlässige Anekdote, daß von einem zum Druck bestimmten, be-

sonders auf Belehrung des Landmannes berechneten Volksbüchlein, welches „der verständige Bauer" heißen sollte, das Wörtchen „verständig" von der Censurbehörde gestrichen wurde.

Wie in andern katholischen Ländern, ist auch hier ein gut Theil Aberglaube zu Hause. Zahllose Heiligenbilder und Statuen befinden sich an den Heerstraßen und an den Wänden der Häuser. Die Jungfrau Maria ausgenommen, stellen sie sämmtlich nur Nationalheilige vor; ausländische Heilige genießen keines großen Rufes. In Prag konnte ich mich nicht enthalten, meine Verwunderung über die Menge auszusprechen, die sich um den Reliquienschrein des heiligen Nepomuk drängte.

„Es ist die einzige Erinnerung, — entgegnete man mir, — welche uns von unserer Nationalexistenz geblieben ist; indem wir das Fest des Heiligen begehn, feiern wir zugleich das Andenken unserer alten und glorreichen Könige."

Die Böhmen fühlen seit langer Zeit lebhaft, daß sie gedrückt sind. Ihr Charakter neigt sich eher zum Fanatismus, wie zum Aberglauben und zur ächten Religiosität. Die Priester haben über sie weniger Gewalt, wie in andern katholischen Ländern, welche auf derselben Bildungsstufe stehn, ungeachtet Böhmen vor Joseph **II.** mit Klöstern und Mönchen aller Art überfüllt war, welche Ferdinand **II.** dahin versetzt hatte, um das Land mit größerer Zuversicht zu unterjochen.

Der argwöhnische Charakter der Böhmen läßt ihnen in den Priestern nur Werkzeuge der Regierung sehn,

und obgleich die Anhänger von Johann Huß und Hieronymus von Prag, mit Feuer und Schwerdt aus dem Lande getrieben sind, giebt es doch eine nicht unbedeutende Anzahl Protestanten dort. Man rechnet sieben und dreißigtausend Reformirte und zwölftausend Lutheraner.

Zweites Kapitel.

Prag — böhmischer Landtag — böhmischer Adel — Privattheater des Grafen Clam-Gallas — Konservatorium der Musik — Institute für Wissenschaft und Kunst — Museum — Universität — Erziehungssystem in Oestreich — seine Folgen — geheime Polizei.

Der Anblick von Prag hat von der Töplitzer Straße aus etwas Imposantes. Den Zugang bildet ein dritthalb Stunden weites Thal, das gegen Westen sich amphitheatralisch erhebt. Es schließt mit einem Bergrücken, der sich schräg durch die ganze Stadt zieht. Das in großer Entfernung schon sichtbare, nach kolossalem Maaßstab gebaute Kaiserliche Schloß liegt auf dem Gipfel desselben.

In die Stadt kommt man durch eine sehr unscheinbare Vorstadt und ein verfallenes Thor, das in eine Gasse führt, wo zahlreiche Küchen an der Fronte der Häuser, die Geruchsnerven in Anspruch nehmen. Diese Gasse geht bis zu einem gothischen Thurme, der die alte Stadt von der neuen, durch Karl IV. erbauten scheidet. Von hier aus öffnen sich zwei, an

hundertfunfzig bis zweihundert Fuß breite, divergirende Straßen. Es ist dies der regelmäßigste Theil der Stadt, der beinahe ganz aus Palästen und einigen Hotels besteht, unter denen sich „das schwarze Roß“ befindet.

Hier steigen die meisten Fremden ab. Man nimmt sich einen Lohnbedienten, der nebenbei gesagt, nichts anderes wie zugleich ein Spion ist, um sich die Stadt zu besehen, geht durch das Thor des schon erwähnten Thurmes, und tritt in eine Straße, deren regellose Dimensionen an das zwölfte Jahrhundert erinnern, während die Gebäude an beiden Seiten das Sechszehnte an der Stirn tragen. Sie führt nach dem großen Marktplatz der alten Stadt. Das Rathhaus, vor dessen Pforte wegen schlecht eingeleiteter Konspirationen gegen das Haus Oestreich so viele illustre Häupter gefallen sind, ist ein ehrwürdiges Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ueberhaupt machte die alte majestätische Bauart der Häuser, und insbesondere der Teiner Kirche, einen Respekt fordernden Eindruck. Sie wird von zwei, ungefähr zweihundert Fuß hohen Thürmen überragt, deren einer sein ehernes Dach durch den Blitz eingebüßt hat. Es ist seitdem durch ein Schindeldach von sehr schlechtem Geschmack ersetzt worden.

Der untere Theil der Kirche wird fast gänzlich von einem Haufen Häuser verborgen; ihr Inneres, wo man außer andern Monumenten das Tycho de Brache's bemerkt, hat auffallende Aehnlichkeit mit der Notre Dame Kirche in Paris.

Nachdem man sich durch ein Labyrinth von engen

und gewundenen Gassen gefunden hat, die offenbar beweisen, daß der Gründer der Stadt, der Herzog von Premisl, kein Mathematiker war; kommt man zum Palaste des Grafen Clam Gallas, dem edelsten Gebäude in ganz Prag. Ein Ahnherr der gräflichen Familie hat es nach Michel Angelo's Plänen bauen lassen. Es hat eine schöne Façade und zwei Flügel. Das Hauptthor wird von vier Kariatiden geziert, welche Balkons tragen. Die Vorsprünge sind mit Statuen von mehr wie gewöhnlichem Werthe geziert. Architektur, Skulptur und alle dahin einschlagende Künste verbinden sich, aus diesem Palais eine der schönsten Residenzen des hohen Adels zu machen.

Eine engere und wo möglich noch krummere Straße, wie die erwähnte, dehnt sich vom Jesuiten-Kollegium aus, in welchem nicht weniger wie zwei große Kirchen und fünf Kapellen sich befinden. An der Moldaubrücke, die durch acht und zwanzig grobgemeiselte Statuen entstellt wird, kommt man durch einen zweiten Thurm, den die Studenten 1648 mit Erfolg gegen die Schweden vertheidigten. Es zeigt sich indessen ein zweites Thor zwischen zwei Thürmen, welche die Brücke von dieser Seite decken. Hier fängt die kleine Seite an, die auf höherem Terrain gebaut ist, das zu einem großen Platze führt, wo eine Reihe von Prachtpalästen beginnt. Die eine Hälfte des Platzes nimmt ein zweites Jesuiten-Kollegium, kaum kleiner an Umfang wie das erste ein, die andern formiren die Tribunale und der adlige Gerichtshof.

Eine Reihenfolge großartiger Paläste schließt sich

an jene an, wendet man sich aber Rechts, so steht man vor dem kaiserlichen Palais, das im Ganzen aus einer schönen Façade und zwei kolossalen Flügeln besteht. Der südliche Flügel dehnt sich auf der Höhe aus, und bildet mit dem Kapitel der Edeldamen, und dem Palais des Fürsten Lobkowicz eine gerade Linie, die über tausend Ruthen lang ist.

Unter der gegen Morgen gewendeten Façade öffnen sich drei Thore, welche von östreichischen und böhmischen Wappen überragt sind. Das Mittelste führt in eine weite Halle, aus der zwei schöne Treppen nach den kaiserlichen Gemächern bringen. Zuerst kommt man in einen schönen Saal für die Wachen, dann in ein erstes, zweites und drittes Vorzimmer, ehe man in den Audienzsaal selbst gelangt. Die Gemächer sind sehr hoch, Alfresko gemalt, und mit Bildern aus der flammländischen Schule behangen. Ein großes, mit einem Baldachin versehenes Paradebett, mit rothseidenen Matrazzen und Kissen ausgenommen, sind jedoch keinerlei Geräthschaften darin befindlich.

Um in den Sitzungssaal der Landstände zu kommen, geht man durch einen Korridor, an dessen linker Seite die kaiserliche Kapelle sich befindet. Es war am funfzehnten August, wo ich den kaiserlichen Palast besuchte. Der Landtag war versammelt. Die Zugänge zum Schlosse waren mit Nationalmiliz besetzt, desgleichen die innere Höhe, und die zum Sitzungssaale führende Treppe. Letzterer ist ein großer viereckiger Raum mit zwei Eingängen.

Dem für die Ständemitglieder bestimmten gegen-

über, befindet sich eine Erhöhung mit einem Lehnstuhl und Baldachin. Da jedoch der zur Zeit den Vorsitz führende Oberburggraf nur von gräflicher Familie war, so hatte man den Baldachin an der Wand in die Höhe gezogen. Wäre er fürstlicher Abkunft, würde er sich über seinem Haupte befunden haben.

Sobald die kaiserlichen Kommissarien in die Versammlung treten, erhebt sich dieselbe und bleibt stehen; der Präsident tritt drei Schritte von seinem Sitze herab, um sie zu begrüßen; hierauf setzt sich alles nieder. Rechts vom Präsidenten hat als Primas des Königreichs, der Erzbischof in großem Kostüm, mit den Insignien eines kaiserlichen Ordens geschmückt, seinen Platz; hinter ihm kommen drei Bischöfe in Purpurgewändern, dann die Aebte in schwarz und weiß seidenen Roben mit goldenen Ketten und Kreuzen. Quer vor haben die fürstlichen Herren ihre Plätze. Sie tragen das Nationalkostüm, rothe Röcke mit Silber gestickt, Epauletten von demselben Metall, weiße Beinkleider, weiße seidene Strümpfe und silberverzierte Hüte. Mehrere tragen Orden, Kammerherrnschlüssel fast alle. Der niedere Adel und die Städterepräsentanten sitzen auf den Bänken linker Hand. Erstere sind in die eben beschriebene Nationaltracht, letztere schwarz gekleidet.

Der Präsident richtet seine Worte zuerst an den Fürstbischof und die geistlichen Herren, dann spricht er zu den Fürsten, Grafen und Baronen, zuletzt zu dem niedern Adel und den Städtern; dabei bedient er sich der böhmischen Sprache. Nachdem die Begrüßungen

vorüber sind, verliest ein Sekretär die kaiserliche Botschaft. Der Zweck derselben ist, anzuzeigen, welche Abgaben für die Dauer des nächsten Jahres erhoben werden sollen. Mit tiefer und schweigsamer Unterthänigkeit wurde sie angehört. Hierauf fragte der Präsident ob Jemand von den Anwesenden Vorschläge zum Besten des Staates zu machen habe. Keine Zunge rührte sich. Da dankte er im Namen des Souverains den versammelten Ständen für die Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer Pflichten und verabschiedete sie.

Diese pomphafte Zeremonie ist Alles, was den Böhmen von einer Verfassung übrig geblieben ist, deren sie sich während drei Jahrhunderten erfreuten. Die Formen sind noch dieselben, allein der Geist ist entflohen.

Jedes Jahr werden zwei Landtage gehalten, nämlich ein ordentlicher und ein außerordentlicher. Sie werden durch kaiserliche Ausschreiben zusammen berufen. Die Prälaten gelten dabei als erster Stand, die Herren und Ritter, welche Domainen besitzen, als zweiter und dritter, und die vier Städte Prag, Budweis, Pilzen und Königsgräz als vierter. Die Bürger derselben besitzen das Recht Domainen zu besitzen und zu kaufen, und sich durch ihre Bürgermeister oder Schöppen vertreten zu lassen. Zwei kaiserliche Kommissarien werden aus den Herren und Rittern von Wien aus bestellt. Sie halten ihre Auffahrt in einem sechsspännigen Staatswagen.

Die Gewalt der böhmischen Stände ist dermalen auf Vertheilung der verlangten Abgaben, und eine

gewisse Gerichtsbarkeit beschränkt, die sie durch ein aus acht Mitgliedern bestehendes Komitée, aus vier Ständen gewählt und vom Kaiser bestätigt, ausüben. Die östreichische Regierung glaubte, es sei nothwendig, die Gefühle eines Volkes zu schonen, das noch lebhaft den Werth seiner ehemaligen Freiheit und seiner politischen Existenz empfindet. Uebrigens muß auch anerkannt werden, daß das Loos der Landleute sich seit der Regierung Joseph's **II.** sehr gebessert hat. Vorher waren alle verfassungsmäßige Rechte ein Besitzthum des Adels, von dessen Gewalt die sonderbaren Privilegien, welche er genoß, die beste Vorstellung geben.

Jeder Gutsherr hatte unter andern das bekannte Recht **primae noctis**, über alle Frauenzimmer auf seinem Gebiet. Am Hochzeittage mußte jeder Bauer zu einer gewissen Stunde seine Braut an des Edelmannes Thüre bringen, und sie dort am folgenden Morgen wieder abholen. Die Abschaffung dieser Sitte und anderer Mißbräuche, an deren Stelle oft neue getreten sind, vermag indessen die Nation nicht hinlänglich für den Verlust ihrer politischen Existenz zu entschädigen. Sie kann unmöglich günstig gegen die gesinnt sein, welche sie ihr raubten.

Zwischen dem Patriotismus der Böhmen und Oestreicher herrscht ein auffallender Unterschied. Während die letzteren, einige Advokaten und Politiker ausgenommen, sich kaum um das bekümmern, was in den Ständeversammlungen vorgeht, die ihnen obendrein unter derzeitigen Verhältnissen eher nachtheilig wie nützlich erscheinen, forschen die andern mit großer

Neugierde, über was auf dem Landtage verhandelt worden ist, und betrüben sich, wenn sie hören, daß nur von Steuern und Gaben die Rede war.

Um die Kraft patriotischer Gefühle kennen zu lernen, muß man einen Böhmen, Polen oder auch einen Ungar beobachten. Nur den Namen eines freien Volkes braucht man zu nennen, nur der Freiheiten zu erwähnen, der sich die Engländer erfreuen, und sie wechseln die Farbe, schlagen mißmuthig die Augen nieder. Kommt die Rede auf ihr Vaterland, auf Schlachten, wo sie für eine ihnen fremde Sache fochten, auf Heere, die sie vollzählig machen halfen, und bezahlen mußten, um ihre eigene Vernichtung zu vollenden, auf ihre Herrscher, die ihrem Blute und ihren Interessen fremd sind, troß einer Regierung von mehrern Jahrhunderten, so sieht man sie augenblicklich verdrießlich werden, ja sich mitunter zornigen Bewegungen hingeben. Diese, allen slavischen Stämmen so tief eingeprägten, patriotischen Empfindungen sind auch Ursache, daß sie alle Fremdlinge hassen, und insbesondere die Deutschen und Oestreicher.

Die unter östreichischer Botmäßigkeit lebenden Polen gestehen offen ein, daß sie weit besser daran sind, wie ihre Brüder unter dem russischen Joche, allein schon der Gedanke, von Ausländern, von weit hergekommenen Fremdlingen gouvernirt zu werden, setzt sie in Feuer und Flammen.

Nach geendigter Sitzung des Landtages nahmen wir den Ständesaal in Augenschein. Aus einem Fen-

ster desselben wurden 1618 die kaiserlichen Kommissarien, Grafen Slawata und Martiniz hinausgeworfen. Der Erfolg entsprach indessen den Erwartungen nicht, sie fielen auf einen Düngerhaufen, und kamen troß des gewaltigen Falles davon.

In die im Mittelpunkte des kaiserlichen Schlosses befindliche Kathedrale kommt man durch den dritten Hof. Sie ist nicht groß, allein so schön verziert, ihre Säulen und Gewölbe sind in so edlem Style, die Basreliefs so ausgezeichnet im Vergleich mit andern gothischen Denkmälern, daß man nicht umhin kann, sich eine hohe Idee vom Glanze des alten Böhmerlandes unter seinen eigenen Königen zu machen. Ist es nicht die schönste Kirche auf dem Kontinente, so ist es doch bestimmt die hübscheste. Sie wurde unter Karl IV. zu bauen angefangen und vollendet; sein Grabmal befindet sich neben dem Haupteingange. Zwei Marmorstatuen, welche den Kaiser und seine Gemahlin vorstellen, liegen mit gefalteten Händen auf dem Mausoleum. Ihre Häupter tragen Kronen, zu ihren Füßen befindet sich ein aufgerichteter Löwe mit doppeltem Schweife, das Wappen des Königreichs. Weiterhin befinden sich die Gräber der Kaiser Mathias und Rudolph, der beiden letzten Könige, die in Prag residirten.

Rechter Hand ist der Reliquienschrein des heiligen Johann von Nepomuk, Beichtvaters der Gemahlin Wenzeslaus des Grausamen, des Sohnes Karl's IV. In einem Anfalle von Eifersucht und in der Trun-

kenheit, ließ ihn jener Fürst in die Moldau werfen, weil er sich standhaft weigerte, die Beichte der Königin zu verrathen. Der Geopferte wurde natürlich kanonisirt, und man zeigt den frommen Gläubigen und andern seine Zunge, welche sich nun durch mehr wie dreihundert Jahre frisch erhalten hat. Das Gold und Silber an diesem Reliquien-Schrein wird auf hunderttausend Franken geschätzt.

Als sich das Gerücht verbreitete, es sollten auch diesen Kirchen Schätze entnommen werden, verließen Tausende von Böhmen ihre Wohnsitze und wollten auswandern. Das schweigsame Drohen der Pilger rettete den Schatz. Es wurde Nichts entwendet.

An derselben Seite befindet sich auch die kaiserliche Tribune und die Kapelle des ersten christlichen Herzogs, des heiligen Wenzeslaus, welcher mit seinem Leben den neuen Glauben besiegelte. Er wurde auf Anstiften seiner Mutter Drohomira von seinem Bruder Boleslaus ermordet.

Den Platz vor der Façade des kaiserlichen Schlosses verschönern mehrere Paläste, unter denen sich die des Herzogs von Reichstadt und des Erzbischofs auszeichnen. Den ersten bewohnte während des Prager Kongresses der Kaiser Alexander, den andern der König von Preußen.

Von der Terasse des Schlosses kann man die ganze Stadt übersehen. Die vielen Kirchen, Thürme

und Paläste, die Brücke, deren graues Ansehn von entschwundenen Jahrhunderten zeugt, der breite Fluß mit niedlichen Inseln geschmückt, geben zusammen ein edles und reizendes Bild. Es spiegelt sich darin eine ehemals furchtbare Hierarchie, ein noch reicher Adel, die beide sich gegen den Verfall ihres Landes und ihres Ansehns sträuben. — Zwischen Beide, die Bauern mitgerechnet, welche von ihnen abhängig sind; theilt sich ungefähr zwei Drittel des gesammten Grund und Bodens. Unter die ausgezeichnetsten Familien gehören die Fürsten Lobkowicz, Schwarzenberg und Ruisky, die Grafen Clow, Chortiniz, Schlick, Cholirk, Webno, Wrbtz, Kolowrat, Czurin, Waldstein, Sternberg und Nostiz, sie gelten für böhmischen Ursprungs, während die Fürsten Lichtenstein, Dietrichstein, Colloredo, Mansfield, Auersperg, Windischgräz, Clary, Kauniz, Salm und Thurn, ungeachtet sie in Böhmen große Güter besitzen, zum östreichischen Adel gehören. Die meisten ihrer Domainen sind indessen kaiserliche Donationen; es war dabei darauf abgesehen, durch diese Vermischung den Stolz des eingebornen Adels zu demüthigen, was auch gelang.

Die Häupter dieses Adels nahmen indessen einen sehr lebhaften Antheil an dem verhängnißvollen Kriege von 1809, indem sie ihre Bauern zu Soldaten machten, ausrüsteten und sich selbst an ihre Spitze stellten. Die ungeheuren Summen aber, welche sie damals aufwendeten, so wie später in den Kriegen von 1813 und 14, ferner die neuen Abgaben, mit denen sie noch nach dem Kriege bedroht wurden, haben wesentlich

beigetragen, sie zu schwächen und ihrem Muthe Dämpfer aufzusetzen.

Böhmen ist unstreitig die meist belastete Provinz des östreichischen Kaiserthumes. Ungeachtet es mit Mähren nur fünf Millionen Einwohner zählt, also ungefähr den sechsten Theil der Gesammtbevölkerung des östreichischen Gebietes, müssen beide doch nicht weniger wie ein Dritttheil zu den Staatslasten beitragen, und mehr Soldaten liefern, wie Ungarn, das eine Bevölkerung von zehn Millionen besitzt.

Die Elbe, welche die fruchtbarsten Gegenden Böhmens berührt, erweckte natürlich die Hoffnung in den Bewohnern derselben, ihren Ueberfluß mittelst derselben nach Hamburg absetzen zu können. Der deshalb durch den östreichischen Diplomaten, welcher dem Bundestage präsidirt, abgeschlossene Traktat, beweist indessen offenbar, daß er das Kind einer mißtrauischen Politik ist, welche die zu häufige Berührung mit dem Auslande für ihre Unterthanen fürchtet. Deshalb wird auch M—ch, so wie das ganze gegenwärtige Regierungssystem, vom eingebornen Adel mit ungünstigen Blicken betrachtet, und er befindet sich in Opposition mit jener Politik.

Am Tage nach unserer Ankunft begaben wir uns in das Privattheater des Grafen Clam-Gallas. Die patriotische Denkungsart desselben und sein fortwährendes Streben, den Druck der Gewalt zu mildern, verdient ungeschmälertes Lob. Man führte Maria Stuart von Schiller auf. Ueberrascht wurde ich von dem Talente der Gräfin Schlick, welche die Rolle der Elisabeth

gab. Ich stehe nicht an zu behaupten, Mistreß Siddons selber würde sich nicht haben versagen können, ihr den verdienten Beifall für die ausgezeichnete Darstellung jenes stolzen, prüden und egoistischen, gekrönten Weibes zu zollen. Später sah ich noch Torquato Tasso von Göthe, in welchem ein unübertrefflich Bild des Lebens in der großen Welt gegeben wird. Unmöglich können die zarten Nüancen einer geheimen Liebe, die der Stolz bekämpft, und die Schwachheiten des Hofmannes besser dargestellt werden, wie das von dem Fürsten Thun-Taxis und dem Grafen Thun geschah. Allerdings kommt hier in Betracht, daß sie sich in ihrer Sphäre befanden, und nicht natürlicher spielen konnten.

Gewiß muß es auffallen, so vornehme Herren und Damen auf der Bühne agiren zu sehn; man erklärt sich das jedoch, sobald man weiß, daß die meisten Werke Schillers nur ganz verstümmelt, ja sogar auch dann nicht, hier gegeben werden dürfen, während man sie in Wien selbst aufführt. Man besorgt, die Böhmen möchten etwas Schlimmes daraus lernen. Dem Adel blieb also nichts weiter übrig, wenn er Schillersche Stücke sehen wollte, als sie auf Privattheatern aufzuführen. Als Zuschauer werden jedoch bloß Personen von Stande und die in der vornehmen Gesellschaft eingeführten Fremden, zugelassen.

Die öffentliche Oper erhält sich über dem Mittelmäßigen, das Orchester ist ohne Gleichen. Die Böhmen haben ein ungemein gebildetes, musikalisches Gehör, und exekutiren con amore. Als Mozart sein

Meisterwerk „Don Juan“ vollendet hatte, eilte er nach Prag, um es dem Publikum zu hören zu geben, indem er sagte: das sei der einzige Richter, der seine Arbeit zu schätzen wisse. Der Enthusiasmus stieg mit jeder Vorstellung. In Wien nahm man das große Werk kalt auf. Kaiser Joseph, welcher der ersten Vorstellung beiwohnte, ließ den Komponisten zu sich rufen, und bemerkte ihm, seine Musik wäre gut, habe aber zu viel Noten.

„Nur so viel als nöthig sind,“ entgegnete der gekränkte Meister.

Friedrich der Große ließ bald nachher den Komponisten zu sich einladen, und ihm fünf tausend Gulden Gehalt anbieten, während er hier nur acht hundert hatte. Während er sich noch überlegte, was er thun solle, ließ ihn Joseph II. zu sich entbieten, und redete ihn an: „Mozart, Sie wollen mich also verlassen?“

Ergriffen von dem wohlwollenden Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, konnte Mozart vor den mit Gewalt hervorbrechenden Thränen kaum stammeln: „nein, ich werde Ew. Majestät niemals verlassen.“

Mit der nationalen Neigung für Musik vertraut, hat der böhmische Adel ein Institut gegründet, das nicht allein seine Kapellen mit Virtuosen versieht, sondern auch die Anerkennung Europa’s verdient. Sechszig Zöglinge beider Geschlechter werden hier in verschiedenen Branchen der Vokal- und Instrumentalmusik, von zwölf durch die Begründer der Anstalt besoldeten

Lehrern unterrichtet. Unter die großen, aus diesem Konservatorium hervorgegangenen Talente, gehört auch Fräulein Sonntag, jetzige Gräfin Rossi.

Die Akademie der Künste und Wissenschaften ist ebenfalls eine Stiftung des Adels, der sie allein erhält. Der Ritter von Gerstner dirigirt sie; seine Verdienste um mathematische Wissenschaft sind bekannt. Die Zahl der Schüler ist fünf hundert; acht Professoren sind dabei angestellt. Der Unterricht betrifft hauptsächlich Mathematik.

Das Prager Museum enthält eine kostbare Sammlung böhmischer und sächsischer Antiquitäten. Außer den Handschriften und Werken der Maler= und Bildhauer=Kunst, befinden sich dort Angriffs= und Vertheidigungswaffen von hohem Alter; z. B. Schilder und Schwerdter von ungewöhnlicher Größe, ein Schuh von Premisl, dem ersten Böhmenherzoge, und andere Kuriositäten. Der Saal, in welchem die Schätze der alten Literatur verwahrt werden, ist von hohem Interesse. Im vierzehnten Jahrhunderte besaß Böhmen seine Geschichtschreiber, Gelehrten, Gesetzgeber, Theologen und Dichter, deren Werke, die unstreitig viel Licht über jene dunkle Epoche verbreiten könnten, ungekannt von aller Welt hier ruhen.

Geschrieben in der alten Landessprache, und sonder Zweifel bestimmt, nie an's Tageslicht zu kommen, sind sie ein todter, nutzloser Schatz.

Unter den Gemälden, welche das Museum besitzt, stehen oben an die von Raphael, Mengs, Siretta und Brand. Ein Bild von Salvator und ein Joseph

von Siretta, zeichnen sich durch Wahrheit und Kolorit aus, desgleichen ein Christus von Brand. In der Nähe besehen, scheint der letztere ein Chaos von Farben, eine Kinderpinselei zu sein, in einiger Entfernung aber erscheint es als das edelste und imposanteste Symbol der Gottheit.

Auch für dieses National-Denkmal der Kunst und der Wissenschaften, ist Böhmen dem Adel verpflichtet. Sie erhalten seinen Glanz auf Kosten ihrer Rüstkammern und Bildergallerien. Mit großen Kosten haben sie seit Begründung des Museums (1818) die Ueberreste vergangener Größe aus den entlegensten Theilen von Europa, namentlich aus Rußland und Schweden, mit großen Kosten gesammelt. Ist gleich der Zeitpunkt noch nicht da, damit aufzutreten, so wird sein Erscheinen doch gehofft.

Unter Karl VI. und seinen Nachfolgern war die Prager Universität außerordentlich besucht, daß sie aber dreißig tausend Studenten gezählt habe, wie ein alter Chronist erzählt, ist wohl ein Irrthum. Dermalen zählt man nur tausend Studirende, welche nach der Instruktion unterrichtet werden, die 1825 eine sehr hohe Person den Professoren ertheilte, die ihr die Aufwartung machten. „Ich will, — hieß es, — daß meine Unterthanen alles lernen, was zum gemeinen Leben nöthig ist; und zwar vorzüglich, was sie an meine Person und an ihre Religion fesseln kann. Professoren, welche ihnen eine Menge Dinge in den Kopf setzen, die nur dazu dienen, den jungen Leuten

heutiges Tages den Kopf zu verdrehen, brauche ich nicht."

Die einzige Wissenschaft, deren Studium frei gegeben ist, ist die Medicin; alle andern bekamen 1822 einen Stoß, von dem sie sich unter der bestehenden Regierung niemals erholen werden. Unter den Mitgliedern der Universität galt der Professor der Philosophie, Bolzano, als einer der gelehrtesten Männer. Einige von ihm gedruckte Werke athmen den reinsten Patriotismus und die edelsten Gesinnungen. Plötzlich wurde er verhaftet, und dem vom Erzbischof präsidirten, geistlichen Tribunal überantwortet, um sich wegen erhobener Anklage des Unglaubens zu vertheidigen.

Der würdige Prälat, ein guter, simpler Mann, dem allgemeine Achtung gezollt ward, sah sich wegen Einleitung dieses dogmatischen Prozesses in nicht geringer Verlegenheit; der Papst mit aller seinet Unfehlbarkeit hätte auch nicht zum Ziele kommen können. Es gelang ihm indessen, den Professor von der ihm aufgebürdeten Beschuldigung rein zu waschen, allein ihm und allen Bestrebungen des Adels gelang es nicht, ihn wieder in akademischer Thätigkeit zu sehn. „Sprechen Sie mir nicht von dem, — sagte der Kaiser zu der fürbittenden Prinzessin von L....y, er hat überspannte und gefährliche Grundsätze."

Ein Schüler des Genannten, welcher Professor der Theologie am Leitmerizer Seminarium geworden war, ging noch weiter, wie er, und behauptete in einer seiner Lehrstunden, daß Doktrinen, welche dem menschlichen Verstande entgegen wären, nicht auf göttliche

Gebote basirt werden könnten. Kaum war dieses kühne Raisonnement bis in die Hauptstadt erklungen, als des Kaisers Beichtvater Frint mit zwei Kommissarien sich in's Seminar begab, und den armen Professor fest nehmen, und nach Wien transportiren ließ, wo er bei den Ligorianern eingesperrt wurde. Der Bischof, unter dessen Augen ein solcher Skandal begangen worden, verlor sein Bisthum und wurde in ein Kapuzinerkloster gesteckt.

Diese drei Beispiele reichen hin, den Eifer der Gelehrten zu kühlen, und sie weichen nicht mehr von dem vorgeschriebenen Pfade ab.

Da in ganz Oestreich dasselbe Erziehungssystem befolgt wird, so will ich eine genaue Schilderung von dem in Böhmen üblichen mittheilen. Außer der Universität Prag zählt man drei Lyceen oder Kollegien, und fünf und zwanzig Gymnasien oder lateinische Schulen. Der Universität ist ein Rektor, der ein bloßer Titularrektor ist, und vier Direktoren vorgesetzt, von denen zwei, nämlich die den theologischen und philosophischen Lehrstuhl besitzen, aus der Geistlichkeit genommen werden. Keiner bleibt über ein Jahr im Amte. Die Direktoren der Lyceen und Gymnasien sind gleichfalls Geistliche. Alle sind wieder von einem Regierungsrathe abhängig, dem sie Rechenschaft ablegen müssen.

Die Elementarschulen stehen ebenfalls unter der obersten Leitung einer geistlichen Behörde, welche der Regierung verantwortlich ist. Privatschulen sind verboten. Zugeben muß man, daß ungeachtet der nicht

liberalen Erziehungsmethode, das Unterrichtssystem doch auf großartige Weise durchgeführt wird. Kein Dorf entbehrt der Schule. Die Lehrer erhalten ihre Besoldung von der Regierung oder von dem Gutsherrn; Kinder armer Leute zahlen nichts. Die Professoren an den Gymnasien, Lyceen und Universitäten sind ebenfalls ganz unabhängig von den Schülern gestellt, und werden von der Krone besoldet. Außerordentliche Vorlesungen sind selten erlaubt, und im entgegengesetzten Falle sind die Honorare so niedrig, daß den meisten Professoren gar nicht einfällt den Versuch zu machen, ihre Revenüen auf diese Art zu steigern.

Der Schüler geht aus der Elementarschule in die lateinische über, wo er in den ersten vier Jahren lateinischen und Religionsunterricht erhält. In den zwei folgenden übersetzt er lateinische Autoren und fängt das Griechische an. Religion, Mathematik und Geographie nehmen jedes zwei Stunden wöchentlich in Anspruch. Jedes Gymnasium hat einen Präfekten, sechs Professoren und einen Religionslehrer. Sechs Jahre sind nothwendig, um auf die Universität übergehn zu können. Dort nimmt Philosophie, Theologie, Geschichte, Mathematik und Griechisch die Zeit im ersten Jahre weg; das zweite beschäftigt sich mit denselben Gegenständen, die Mathematik ausgenommen, an deren Stelle Physik und Astronomie treten. Im dritten geht's an die Geschichte des deutschen Reiches.

Weder Lehrer noch Studenten dürfen an dieser Studienordnung ändern. Sind die drei Jahre vorüber, so entscheidet sich der junge Mann für Juris-

prudenz, Theologie oder Medicin. Wählt er die beiden ersten, so muß er noch vier Jahre, wählt er die letztere, noch drei Jahre studiren. Ein vollständiger Studienkursus dauert also dreizehn bis vierzehn Jahre. Die verschiedenen Lehrbücher sind k. k. approbirte Kompilationen, welche in Wien von der Kommission für den öffentlichen Unterricht gemacht werden. Mitunter sind sie im höchsten Grade verkehrt, gleichwohl müssen die Professoren ihnen bei Verlust der Stellen blindlings folgen.

Zu Ostern und Ende August werden die Schüler examinirt. Die fortgeschrittenen treten im nächsten Jahre in eine höhere Klasse, die andern bleiben sitzen, bis sie gelernt haben, was gefordert wird. Hat ein junger Mann die lange Bahn des Lernens auf diese Art zurückgelegt, so kann er zwar eine oberflächliche Kenntniß der verhandelten Dinge erlangt haben, allein im Ganzen genommen weiß er nichts. Regelmäßig vergißt er in der nächsten Klasse, was er in der früheren sich erworben hat, denn vergeblich ist das Streben, intellektuelle Thätigkeit in bestimmte Formen zu zwängen.

Während der Studienzeit wird der Zögling mit der größten Sorgfalt beobachtet. Seine Lehrer sind gleichzeitig Kundschafter ex officio; sechsmal jährlich muß er bei dem Geistlichen beichten, der ihm Religionsunterricht ertheilt. Seine Neigungen, Gewohnheiten, kurz Alles, was an ihm beobachtet wird, verzeichnet man in ein Register, das in den Kollegien ge-

halten wird. Abschriften davon kommen nach Wien und an die Provinzialregierung.

Je weiter er in seinen Studien fortschreitet, desto strenger wird er beobachtet; man giebt genau auf seine Lieblingslektüre Achtung, und horcht aufmerksam auf seine Urtheile über die Alten, was er von Cato und Brutus denkt u. d. m., denn diese Rubrik findet sich ausdrücklich im Register. Studirt er Jurisprudenz, so prüft man seine Meinung vom Naturrecht, und vom Rechte des Souverains auf alle Weise, und unter den mannigfachsten Formen.

Hat endlich ein Student seine akademische Laufbahn hinter sich, so ist er ganz von der Regierung abhängig; seine Beförderung und Anstellung hängt nur von seinem bisherigen Benehmen ab. Gab er den kleinsten Anlaß zum Argwohn, neigte er sich nur entfernt zu liberalen Ideen, so kann er so talentvoll sein, wie er will, er wird nur um so weniger angestellt werden, oder ein Patent als Advokat erhalten. Gelingt es ihm vielleicht, eine untergeordnete Stelle durch die Regierung seiner Provinz zu erhalten, so kann er gewiß sein, sie bei der ersten unüberlegten Aeusserung wieder zu verlieren. Von seinen Vorgesetzten hat er keinen Schutz zu erwarten; würden sie mit ihm sympathisiren, wär' es auch um ihre Anstellung geschehn.

In jedem Departement befinden sich unter den Räthen und Beisitzern mindestens zwei, welche mit dem Chef der hohen Polizei in Wien oder mit dem Premierminister in Korrespondenz stehn. Zwei Monat vor meiner Ankunft in Prag hatte einer der angesehensten

Räthe in einer Sitzung des vom Oberburggrafen präsidirten Tribunals Gelegenheit genommen, bei Veranlassung einer Diskussion über die Abgaben von fremden Waaren seine Meinung über die Untauglichkeit des bestehenden Systems, auf klare und bündige Weise auszusprechen, und daraus zu folgern, daß es nicht mit dem Stande der Fabriken harmonire. Nun war er gerade zu derselben Zeit zum Eintritt in das Departement der Finanzen vorgeschlagen worden. Sein Patent war schon ausgefertigt; es fehlte nur noch an der Unterschrift des Kaisers. Wie erstaunte der wackere Mann, als er etwa acht Tage später vernahm, die Stelle sei an einen viel jüngeren Rath vergeben worden, und auf dem Patente desselben befinde sich die Bemerkung, daß ein Mann, welcher den Zeitgeist mehr beachte, wie den Willen seines Herrn, ein schlechter Rath sein werde. Sr. Maj. brauche nur ergebene Unterthanen und keine Raisonneurs."

Kein Rath des Justizdepartements wird es wagen, einen Finanzrath nach dem zu fragen, was in seinem Departement vorgeht, ungeachtet er jeden Augenblick dahin versetzt werden kann. Man würde seine Frage für eine, dem Staasdienst gefährliche Indiskretion halten. Als der Graf und Finanzminister O'Donnel starb, wollte der gerade in Prag anwesende Kaiser ihn durch den Grafen und Oberburggrafen Wallis ersetzen. Er ließ ihn rufen und machte ihm bekannt, er solle zur Belohnung seiner treuen Dienste Finanzminister werden.

„Ich bitte unterthänigst, — entgegnete der Er-

wählte; — Ew. Maj. möchten in Betracht ziehn, daß ich mich nie um die Finanzen bekümmert habe, und über diese Branche ganz unwissend bin." — „Solche Leute brauch' ich, — war die Antwort; — jeder bekümmere sich nur um das, was ihn zunächst angeht. Sie werden sich schon hinein finden, und ein nicht weniger getreuer Finanzminister sein, als sie ein zuverlässiger Oberburggraf waren."

Die nothwendigen Folgen blieben natürlich nicht aus. Ein Bankerott trat ein, der in der Geschichte des Finanzwesens ungefähr eben so schmälig ist, wie Ulms Verlust in den Annalen des Kriegs. Beide Ereignisse basiren sich auf ein und dasselbe Prinzip der Verwaltung. An dergleichen Beispielen erklärt sich auch die Beschränktheit und Servilität der meisten Civilbeamten. Unter tausend Hofräthen und studirten Assessoren und Sekretären giebt es nicht funfzig, welche ein Urtheil über die finanzielle Lage des Reichs abgeben können. Trotz dem bringen sie es zum Direktor in irgend einem Departement. Beim Militär wissen von tausend Hauptleuten, die vom Genie und der Artillerie ausgenommen, nicht die Zwanzigsten etwas von Taktik, dessenungeachtet rücken sie nach und nach zu Obersten, Generalen und Feldmarschällen hinauf, ohne ihren Verdiensten und Talenten das Mindeste zu verdanken.

Während die armen sächsischen und preußischen Lande sich heben, ihre Schulden abzahlen und ihren Kredit befestigen, ihre Armeen durch moralische Mittel bilden, und nöthigenfalls zum Kampfe vorbereiten, sieht das an Hülfsquellen unerschöpflich zu nennende

Oestreich, sich täglich ärmer werden durch die Ungeschicklichkeit seiner Finanziers. Ließe man sich in einen Krieg ein, so würden sich die alten Unglücksfälle wiederholen, und die Truppen würden heerdenweise gefangen werden, wie früher so oft geschah.

Verschiedene Umstände bewegen die höchste Regierungsbehörde ihre Aufmerksamkeit nicht allein den zahllosen Beamten zuzuwenden, sondern auch dem Volke überhaupt. In einem Lande, wo die unteren Klassen servil und unwissend sind, von Ehrgefühl bei ihnen also nicht die Rede sein kann, ist es nicht schwer, Dienstboten zum Verrath ihrer Herrschaften zu bewegen. Jede Angeberei eines Bedienten wird von der Polizei ihrem Werthe nach belohnt.

Während meiner Anwesenheit in Prag gab ein Kaufmann seinen Freunden ein Diner. Die Rede war auf die letzte Anleihe gekommen, und die allgemeine Ansicht sprach sich ungünstig darüber aus. Anderen Tags wurde der Wirth auf das Polizeiamt beschieden, um Auskunft über das zu geben, was bei ihm vorgegangen sei. Umsonst berief er sich auf das Recht, innerhalb seiner vier Pfähle finanzielle Angelegenheiten erörtern zu können, man entgegnete ihm: da er nicht Bankier sei, ginge ihn dergleichen nichts an, und rege er dergleichen Erörterungen wieder an, oder begünstige sie, so werde man ihn verhaften.

Ueberzeugt, daß nur einer von seinen Bedienten den Verräther gemacht haben könne, hatte der Kaufmann bei der Nachhausekunft nichts Eiligers zu thun, als sie sammt und sonders zu entlassen. Abermals

vor die Polizei geladen und befragt, weshalb er seine Leute entlassen habe, berief er sich wieder auf das Recht, in seinem Hause vornehmen zu können was ihm beliebe. Darauf versicherte ihm der Direktor der Polizei, ein kaiserlicher Rath, Ritter einiger Orden, mit dem Titel ~~Obrist~~ bekleidet, auf seine Ehre, daß er von keinem seiner Bedienten denunzirt worden sei.

Von den überallhin verbreiteten Verbindungen der Polizei und der Immoralität, welche sie unter das Volk verbreitet, kann sich Niemand einen rechten Begriff machen. Jeder Lohnbediente ist ein Spion; an jeder Wirthstafel, in allen Kaffeehäusern giebt es Aufpasser. Man findet sogar welche in der kaiserlichen Bibliothek und in den Buchhandlungen, welche aufpassen, nach was für Büchern gewisse Personen verlangen. Erregen die auf der Post ankommenden oder abgehenden Briefe den mindesten Verdacht, so steht man keinen Augenblick an, sie zu öffnen. Es wird in dieser Hinsicht ganz offiziell verfahren, und das Postsiegel keck neben das widerrechtlich erbrochene gesetzt.

Ein anderer Zug dieses, alle verfolgenden Gouvernements, die es beobachten, ist der, daß weniger die Fremden wie die Einheimischen von ihm zu leiden haben, die mit jenen umgehen. Jedem Ausländer fällt es daher schwer, angesehene Bekanntschaften zu machen, ausgenommen unter dem hohen Adel, denn Alles besorgt sich verdächtig zu machen.

Da jede Erholung, jedes öffentliche Vergnügen, unter dem traurigen Einflusse der Polizei steht, so kann es kein anständiger Fremder, mögen seine An-

spräche noch so bescheiden sein, in Prag acht Tage aushalten, wenn er nicht Zutritt in die adeligen Zirkel zu erhalten weiß. Die mittleren Klassen sind in der böhmischen Hauptstadt unterrichtet, bescheiden und von achtungswertherem Charakter, wie die sinnlichen Wiener. Mit den Tagesbegebenheiten sind sie ziemlich vertraut, obgleich die Regierung das Bekanntwerden von Neuigkeiten auf alle Art verhindert. In Prag erscheint nur ein öffentliches Blatt, und zwar unter unmittelbarer Kontrole des Oberburggrafen. Die Provinzialregierung hatte einmal den Druck einer Zeitung in der Landessprache erlaubt, allein mit der ersten Nummer, kam auch das Verbot aus Wien.

Im Ganzen genommen ist Prag eine der schönsten, malerischesten Städte des Kontinents, ohne Einrede viel interessanter als Berlin oder eine andere deutsche Stadt. Die großen historischen Schätze, welche über die älteste Geschichte der unter einander nahe verwandten Böhmen, Russen und Polen hier vorhanden sind, geben ihr einen Vorzug ganz eigener Art. Man darf sich nicht wundern, zwischen Böhmen und Oestreichern eine so bestimmte Abgränzung zu sehen, obgleich die letztern seit dreihundert Jahren die andern beherrschen. Ein Hampden, oder um in böhmischer Sprache zu reden, ein Ziska, fände heute noch mindestens eine Million Anhänger.



Drittes Kapitel.

Reise von Prag nach Mähren und Oestreich — vom alten Mährenlande — Oestreich — Weinberge, Dorfschaften, Volk — ländliches Fest — östreichische Abtein — Hierarchie — Charakter der Geistlichkeit — Rudolph von Habsburg und seine Nachfolger.

Die Straße von Prag nach Mähren und Oestreich hin hat wenig Einladendes. Gut bestandene Feldfluren, ein Dorf, eine kleine Stadt oft fünf Stunden weit von einander entfernt, schmutzige Wirthshäuser und noch schmutzigere Nachtherbergen, einzelne Rittersitze, die aber denen zwischen Prag und Töplitz nicht das Wasser reichen — weiter bietet sich dem Auge nichts dar. Funfzehn Meilen von Prag liegen die Höhen von Collin, wo Friedrich der Große eine Schlacht und den Ruhm verlor, nicht besiegt worden zu sein. Sechs Meilen weiter kommt man durch Haslau. Nach einer Fahrt von einigen vierzig Stunden in südlicher Richtung, kommt man endlich an die böhmische Grenze. Sie wird von einer Pyramide bezeichnet, die nach Böhmen hin einen Löwen, nach Mähren einen Adler trägt.

Nur der Name des letzteren großen Reiches ist übrig geblieben. Seine Könige herrschten einstmals von der Donau bis an den finnischen Meerbusen. Der letzte derselben, Zwentibold, wurde vom deutschen Könige Arnulph besiegt, sein Reich ward getheilt, und kam unter dem alten Namen theilweise an Böhmen.

Der unglückliche Fürst vertauschte sein Scepter gegen ein Kreuz, seine Residenz Wellegrad ward in ein Kloster verwandelt, dessen erster Abt er wurde.

Ungeachtet Mähren seit der östreichischen Eroberung von Böhmen getrennt, und in eine besondere Provinz verwandelt worden ist, erinnert Sprache, Sitte und Tracht seiner Bewohner doch lebhaft an seine ehemalige Vereinigung mit Böhmen. Die Verhältnisse des Adels und der Bauern sind ganz dieselben. Ein Landtag besteht der Form nach hier wie dort, und entbehrt ebenso alles Einflusses.

Iglau, die erste Stadt in Mähren, hat ein hübsches Ansehn, zehntausend Einwohner und große Wollmanufakturen. Die Umgegend ist unfruchtbar und kalt.

Das zwanzig Stunden südlicher liegende Zuayra ist der letzte Punkt wo böhmisch gesprochen wird; hier ist auch die mährische Gränze. Das Volk ist hier so zähe und beharrlich, wie man sich kaum vorzustellen vermag. Die Bewohner der nördlichen Vorstädte jenes Ortes hängen an der böhmischen Sprache, wie ihre Voreltern vor dreihundert Jahren, während, wie mir versichert worden ist, in den Vorstädten auf der andern Seite nicht eine Person anzutreffen ist, welche sie versteht. In derselben Art tritt auch die Charakterverschiedenheit an's Licht, bei Letzteren ist keine Spur des Mißmuths und der mürrischen Laune zu finden, welche den Böhmen eigen sind. Ein Uebergang zwischen diesen beiden Kontrasten findet nicht Statt. Die Leute sind scharf getrennt, wie Deutsche und Franzosen. Eine dreihundertjährige Fraternität hat die An=

tipathie nicht vertilgt, welche zwischen ihnen herrscht, und die beleidigenden Namen nicht vergessen lassen, die sie einander beilegten.

Von Znayra nach Wien sind auf der kaiserlichen Chaussee noch funfzehn Stunden, interessanter ist jedoch der von uns eingeschlagene Weg über Ratz, Krems und Sankt Polten. Das Land gegen Abend hin zeigt eine ununterbrochene Reihe sanfter Höhen, deren Abhänge mit Reben geschmückt sind, und an deren Fuße Getraidefluren oder Obstgärten sich ausbreiten. Rund herum athmet Alles Ruhe und Wohlstand, der sich auch auf den Gesichtern der Kinder wiederzuspiegeln scheint, welche beschäftigt sind, die Reben von den überflüssigen Blättern und Zweigen zu befreien, und dadurch das Reifen der Trauben zu befördern. Wo wir welchen begegneten, boten sie uns reife Früchte an.

Die Kellereien liegen immer einige hundert Schritt vor dem Dorfe, gleichsam um seine Nähe zu verkünden, sind in die Erde gegraben und alle gewölbt. Den Eingang bildet ein Vorhaus, welches die Kelteranstalt und ein paar Zimmer für den Besitzer und seine Gäste und Geschäftsfreunde enthält. Vor den Thüren stehen Wagen, die nach Böhmen, Mähren und Wien laden. Jede Kellerei, deren hier an vierzig oder funfzig existiren, wird von großen Nußbäumen beschattet, unter denen sich Tische und Bänke befinden, um den zechenden Geschäftsleuten zum Ruhen zu dienen.

An den Dörfern bemerkt man einen Wohlstand

und eine Ruhe, die man vergeblich anderwärts suchen dürfte. In einiger Entfernung des mit Weiden und Kastanienbäumen bepflanzten Baches, ohne den es kein östreichisches Dorf giebt, stehen die Häuser in langen Reihen. Sie haben ein und zwei Stockwerke, sind mit Ziegeln gedeckt und mit grüngemalten Fensterladen versehen. Ein Strohdach ist hier so selten wie eine Schenke, denn da die Bauern alle Weingärtner sind, so trinken sie auch Alle vom eignen Fasse.

Links und rechts vor den Häusern, liegen zwei mit grün und gelbangemaltem Lattenwerk eingefaßte Gärtchen; zwischen ihnen geht der Weg zu der immer offnen Pforte des Hauses. Das erste Zimmer ist das Besuch- oder Gastzimmer. Es enthält einen großen, grünen Ofen, zwei Schränke oder Kommoden, ein halbes Dutzend Stühle und ein Sopha. In der Mitte steht ein großer, mit einem tyroler Teppich bedeckter Tisch, der beständig zwei Flaschen Wein und mehrere Gläser trägt. Die andern Räume sind minder reichlich eingerichtet, enthalten aber stets das Nothwendige. Um den Ofen und die blendend weißen Wände laufen Bänke; über denselben hängen in gewisser Höhe große Weingläser, welche das Maaß der täglichen Ration jedes Arbeiters abgeben. Einige Heiligenbilder und die Portraits von Maria Theresia, Joseph, vorzüglich aber vom Kaiser Franz, sind ihre Wandnachbarn. Den letztern betrachten die wackern Leute wie einen Familienvater, ja wie einen Schutzengel, der ihnen jederzeit zugänglich ist, und für den sie eine unbegränzte Ergebung hegen. Ihr Charakter

harmonirt so sehr mit dem seinigen, ihre Art zu denken ist ihm so nahe verwandt, daß die vollkommenste Uebereinstimmung der Oestreicher mit ihrem Kaiser daraus entsteht.

Ein Dutzend dieser schönen Dörfer hatten wir schon hinter uns, und waren nahe daran, das Letzte zu erreichen, auf welches die niedliche kleine Stadt Ratz folgt, als ein bejahrter Landmann, der seit einiger Zeit neben uns hergewandert war, uns ansprach, und nach unserm Reiseziele fragte. Nachdem wir ihm Bescheid gegeben hatten, lud er uns auf das Dringendste ein, unter seinem Dache zu übernachten.

Kaum hatten wir, seiner Einladung Folge gebend, seine Schwelle betreten, als seine Hausfrau mit einem Flaschenpaar erschien, die unsere glückliche und willkommene Ankunft feiern helfen sollten. Nach Landessitte wurde die Zeit bis zum Abendessen mit Plaudern und Trinken verbracht.

Unser gastfreundlicher Wirth, ein ehrlicher und reicher Winzer zu Roßbach, hatte einen Prozeß wegen einer Waise, deren Vormund er war, mit dem Edelmanne zu führen, unter dessen Gerichtsbarkeit seine Grundstücke gehörten. Entschlossen, die Sache nicht hinhängen zu lassen, ging er nach Wien zum Kaiser, wo er auch alsbald vorgelassen wurde.

Nachdem der Winzer die Veranlassung seines Kommens angegeben hatte, fragte der Kaiser, ob er die rechtlichen Angaben seines Prozesses mit habe, und äußerte nach bejahender Antwort, er werde am besten thun, damit zum kaiserlichen Justizrath Schwarzin zu

gehen, und sie ihm zu geben. „Wär' es aber nicht besser, — wendete der ehrliche Landmann ein; — wenn Ew. Maj. ihn beauftragten, sich davon zu unterrichten?"

„Nein, mein Sohn, — entgegnete der Herrscher; — das verstehst du nicht. Die Sache muß ihren ordentlichen Gang gehen, und vorher kann ich nichts dafür thun. Geh nur zu ihm, höre was er sagt, und komm wieder zu mir"

Der Bauer ging also zum Justizrathe, wo er hörte, daß in der Angelegenheit durchaus Nichts entschieden werden könne, bevor sie ihm auf regulären Wege zugekommen sei. — Mit diesem Bescheid ging der Kläger wieder zum Kaiser, der ihn zur Geduld ermahnte, und versprach, sich der Sache annehmen zu wollen. Nach sechs Wochen war der Streit wirklich zu Gunsten des Winzers entschieden.

Im Allgemeinen sind die östreichischen Landleute ein guter Menschenschlag. Sie sind fröhlich, freigebig, ehrlich und rechtschaffen; die beiden letzten Eigenschaften haben indessen durch den Staatsbankerott und die geheime Polizei etwas gelitten. Bei ihnen ist größerer Wohlstand zu finden, wie in Böhmen und Polen. Freie Grundbesitzer sind sie, sobald die Frohnen und andern Feudallasten unter Mitwirkung der Regierung abgelöst worden sind. Ihre Gastfreundschaft übertrifft nichts; Jedermann ist bei ihnen nicht nur willkommen, sondern wird auch mit Zuvorkommenheit überhäuft. Der unersättliche Durst der Deutschen ist bekannt. Nichts Seltenes ist es,

einen östreichischen Bauer, während er Schinken und Rettig speist, ein und zwei Flaschen Wein austrinken zu sehn, ohne daß er sich berauscht; theils Gewohnheit, theils der leichte Wein verhindern das.

Wo viel getrunken wird, machen sie immer mit den geringen Qualitäten den Anfang, und schreiten zum Besseren fort. Viele dieser Weinbauern haben bis zu tausend Fässern Elfer und Sechsundzwanziger in ihren Kellern. Ueber die Franzosen klagen sie sehr, weil diese den Dreiundachtziger und Vierundneunziger ausgeleert haben. Mit ihren Weinschätzen zu prunken, macht ihnen das meiste Vergnügen, und man kann sich kaum vorstellen, was bei ihren Festgelagen aufgeht, unter die vorzüglich die Namenstage der Ortsheiligen gehören.

Die Fröhlichkeit und der Jubel haben nicht ihres Gleichen, mit denen diese Feste im eigentlichen Oestreich begangen werden. Jedes Dorf feiert sie alljährlich an zwei auf einander folgenden Sonntagen; eine Woche vorher schon werden durch die jungen Bursche des Orts die Zurüstungen getroffen.

Im nahen Walde wird der schlankeste Baum ausgewählt, von der Rinde und den Zweigen gesäubert, an der Spitze mit einer Fichtenkrone versehen, und mit den Symbolen des Landlebens behangen, so wie mit Aepfeln, Weinflaschen, Bändern u. d. m. Hierauf wird er in der Mitte eines von Festons und Guirlanden umgebenen Raumes aufgestellt. Jeder Bauer ladet dann seine Freunde aus den Nachbardörfern zum Feste, daß nach abgewartetem Hochamte mit einem

Mittagsmahle beginnt, welches mindestens aus zwanzig Gerichten besteht. Um drei Uhr nach dem zweiten Gottesdienste kommen die elegant gekleideten jungen Bursche zum Vorschein, und ziehen in Masse zu den Höfen, wo sich tanzbare Mädchen befinden, die sie in Prozession nach der in einen Tanzsaal verwandelten Laube führen. Hier spielt eine Musikbande von zehn bis funfzehn Mann auf, die gewöhnlich von einem solchen Feste zum andern zieht.

Die Musikanten sind gemeiniglich nicht ungeschickt; es befinden sich immer zwei Harfenspieler dabei, aber kein Violon, ihre Musik macht einen sehr angenehmen Eindruck. Reizenderes wie Walzen kann es Nichts geben. Der hartnäckigste Widersacher dieses Tanzes würde sich einer gewissen Bewunderung der graziösen Bewegungen der Tanzenden nicht enthalten können, ungeachtet nie ein französischer Tanzmeister ihnen Unterricht gab. Man ermüdet nicht, ganze Stunden der ländlichen Freude zuzusehn. Sind angesehene Personen anwesend, so werden sie immer eingeladen den Tanz zu eröffnen, was sie nie abschlagen.

Des Abends werden Lampen angezündet, und der Jubel dauert bis eilf Uhr. Dann werden die Tänzerinnen eben so gelant nach Haus gebracht, wie sie abgeholt worden sind. — Ich befand mich gerade auf dem Schlosse G—, das dem Grafen F— gehört, als in dem dazu gehörigen Dorfe ein solches Fest gefeiert wurde. Die gräfliche Familie theilte eine halbe Stunde das ländliche Vergnügen, und die Bauern bedankten sich durch eine Serenade für die genossene Ehre.

Sonderbar ist es, daß dieses Volk, eines der besten und menschlichsten in der ganzen Welt, wenn man seine Unmäßigkeit übersieht, so allgemein verachtet wird. Ich kann keinen andern Grund dafür finden, wie ihre blinde Unterthänigkeit, die die Oestreicher zur unbedingten Hingebung, und wenn sie irgend ein Amt bekleiden, zur übermäßigen Beobachtung ihrer Pflicht bewegt. Nicht ihre Laster und das Böse, was sie thun, macht sie verhaßt, sondern die ungeschickte, stupide Manier, mit der sie die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen. Nationalstolz kennt kein Oestreicher, also auch nicht die Tugenden, welche daraus entspringen. Vielleicht schreibt sich daher die Mißachtung, mit welcher sie von allen andern Volksstämmen betrachtet werden, welche das Kaiserthum bilden.

Von Sankt Pölten, einer alten Stadt mit einem Bischofssitze, gewährt die Straße nach Wien einen schönen Anblick. Tausende isolirter Meierhöfe, unter Hainen von Obstbäumen fast verborgen, beleben ein Thal, dessen umliegende Höhen mit den herrlichsten Weingärten prangen. Weiterhin links, fließt die stolze Donau, und erheben sich waldige Berge, die bis an ihre Ufer hinreichen, während rechts die hohen Steyermärker Gebirge sich entwickeln. Mehrere Abteien fallen hier in die Augen, und geben eine große Vorstellung vom Reichthume der östreichischen Geistlichkeit. Wir besuchten die berühmtesten beiden, Loemmünster und Klosterneuburg. Erstere ist eine Anhäufung von Palais in halb italienischem, halb französischem Style. Sie enthält ein Seminar zur Erziehung der Jugend,

eine Bibliothek, Bildergallerie von großem Werth. Die Gemächer des Abts, so wie die der kaiserlichen Familie, sind außerordentlich schön.

Das interessantere, am linken Donauufer und viertehalbe Stunde von Wien, reizend gelegene Klosterneuburg ist ein schönes Baudenkmal, das aus der im Mittelpunkt stehenden Kirche, und zwei Flügeln besteht, welche durch Gallerien damit verbunden sind. Einer dieser Flügel ist für den Abt, der andere für die kaiserliche Familie bestimmt. Dahinter befinden sich die Wohnungen der Mönche. Die Tiefe dieses Gebäudes ist gerade so groß, wie die Höhe, seine Keller reichen zum Theil unter die Donau. Wir sahen einen mit Fässern beladenen, sechsspännigen Wagen hineinfahren und darin umwenden.

Die hier verwahrte Quantität Wein, welche theils aus den Besitzungen der Abtei, theils durch den Zehnten gewonnen wird, beträgt auf zwanzigtausend Pinten. Die Hälfte rührt vom Zehnten her, der auf zweihundert und funfzigtausend Gulden geschätzt wird. Davon kommt jedoch dem Abte und den Klosterleuten nur wenig zu Gute. Sie haben zwar die Verwaltung ihrer Güter, müssen aber der Regierung jährlich Rechnung ablegen und den Ueberschuß herausgeben, der nach Abzug dessen verbleibt, was ihnen ausgesetzt ist, nämlich zweitausend Gulden für den Abt, und dreihundert für jeden Mönch. Die Zahl derselben ist beschränkt, und sie machen sich auf Lebenszeit entweder zum Jugendunterricht oder zum Kirchendienst verbindlich.

Der Abt wird von den Mönchen gewählt, und ist der geistlichen Gerichtsbarkeit des Diözesenbischofes unterworfen, in weltlichen Dingen der Regierung, welche besondere Kommissarien dazu ernennt. Nach seiner Wahl setzen ihn diese auch ein, indem sie einen Ring, das Symbol seiner Würde, ihm an den Finger stecken.

Im Vergleich mit früheren Zeiten giebt es jetzt nur wenig Abteien in Oestreich, und alle sind auf eine und dieselbe Art verwaltet. Die, wo die Mönche ein beschauliches Leben führten, sind aufgehoben worden (durch Joseph), und ihr Vermögen zu dem Reserve-Fond geschlagen, aus welchem Pfarrer und Weltgeistliche besoldet werden. Die Bischöfe ernennt der Kaiser, ohne dessen Zustimmung auch keine päpstliche Bulle publizirt werden darf; sie stehen nicht nur unter der Provinzialregierung, sondern auch unter den Kreishauptleuten der Bezirke, wo ihre Diözesen liegen. Außerordentliche gottesdienstliche Feierlichkeiten, wie ein Te deum, Prozessionen u. d. m., werden nur mit Bewilligung des Kreishauptmanns, in Wien des Gouverneurs, begangen.

Ungeachtet die Bildung der Theologen in den Händen der Bischöfe ist, werden sie doch von der Regierung durch kaiserliche Kommissarien kontrolirt, und die östreichische Geistlichkeit ist dadurch in mancher Beziehung verhindert, Schaden zu stiften. Die Rechte der gallicanischen Kirche und des Königs von Frankreich sind Kleinigkeit gegen die Autorität, welche die östreichischen Kaiser über die Erzbischöfe, und was

daran und darum hängt, ausüben. Ein bloßer Titel gab dem Kaiser Joseph die Macht zu den von ihm vollbrachten kirchlichen Reformen.

Die östreichischen Kaiser sind nämlich als Könige von Ungarn geborne Legaten des heiligen Stuhles, und die mit dieser Würde verbundenen Vorrechte haben sie so gut zu benutzen gewußt, daß der mit der Religionspolizei beauftragte, kaiserliche Rath Lorenz mehr Gewalt hat, wie Erzbischöfe, Bischöfe und der Papst selber.

Als ein Beispiel der Nachgiebigkeit des päpstlichen Nuntius kann der Vertrag gelten, den der Hofrath Baron von Knorn, welcher seiner Vermählung wegen sich in die katholische Kirchengemeinschaft aufnehmen ließ, von ihm bewilligt erhielt. Da er eine Standesperson, und ein philosophischer, zum Skeptizismus geneigter Kopf war, so hielt man sein Aufgeben des reformirten Kultus für einen Triumph, und der Nuntius machte keine Schwierigkeiten ihm schriftlich, vor seinem Uebertritte in die römische Kirche folgende Punkte zu bewilligen.

1) Der Baron v. Knorn erklärt, die Heiligen nicht anrufen zu können. — Bewilligt.

2) Er glaubt nicht an's Fegefeuer. — Kann es halten, wie es ihm beliebt.

3) Er kann nicht alle Tage die Messe hören. — Vielleicht ist es ihm nicht zuwider es alle Sonntage einmal zu thun.

4) Er kann nicht beichten. — Soll es wo möglich über sich gewinnen es jährlich einmal zu thun.

Wir nahten uns auf der Straße von Klosterneuburg der berühmten Residenz der östreichischen Dynastie, welche abwechselnd das Hauptquartier römischer Legionen, deutscher Markgrafen und des kaiserlichen Hofes war. Wien mit seinen Wällen, welche die Stadt und die weitläuftigen Vorstädte rings herum zu schützen scheinen, gleicht dem östreichischen Kaiserthume, dessen weitläuftige Provinzen sich um das kleine, eigentliche Erzherzogthum gruppiren. Seine Paläste, engen, gekrümmten, verwickelten Gassen, tragen mehr den Charakter einer Politik, welche von hier ausgegangen zu sein scheint.

Dieses Haus ist eines der schlagendsten Beispiele, wie geringe Ursachen oft große Folgen bewirken. Ein schweizerischer Graf und gewaltiger Jägersmann begegnete auf einem seiner Ritte einem armen Geistlichen, welcher die Sakramente zu einem seiner Pfarrkinder tragen wollte, allein in seinem Wege sich durch einen Bach aufgehalten sah. Der Graf stieg sogleich vom Rosse, und bot es dem Gottesmanne ehrfurchtsvoll an, der es annahm, allein folgenden Tages seinem Eigenthümer wieder zustellen ließ.

„Gott soll mich bewahren, — rief aber der Graf aus; — daß ich mich ferner eines Thieres bedienen sollte, daß den Heiland getragen hat. Ich vermache es der Kirche und ihrem Diener."

Der arme Pfaff wurde Kapellan und Vertrauter des Kurfürsten von Mainz, und bekam Einfluß genug, über diesen geistlichen Fürsten, ihn zu bestimmen, den frommen Grafen den versammelten Wählern als Kan=

didaten für den Kaiserthron vorzuschlagen. Nicht mächtig genug, um die Eifersucht großer Vasallen zu reizen, seiner militärischen Tapferkeit wegen in einer Zeit willkommen, wo ganz Deutschland von ritterlichen Abentheurern wimmelte, wurde er angenommen. So wurde ein Graf von Habsburg der erste Monarch der Christenheit.

Vom reichen Grafen ward er ein armer Fürst, wußte aber durch Vermählung seiner Töchter mit mächtigen Vasallen, und dann mit deren Beistand so glücklich zu spekuliren, daß er Ottokar von Böhmen um Oestreich brachte, dessen er sich nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Babenberg bemächtigte. Nach vergeblichem Widerstreben ward Ottokar besiegt, und sein Tod auf dem Schlachtfelde sicherte den Habsburgern die erste ihrer Besitzungen, das Erzherzogthum Oestreich.

Rudolphs Nachfolger befolgten dasselbe System, und wurden dadurch allmählig, im Verlaufe von dreihundert Jahren, Gebieter der Königreiche Böhmen, Ungarn und mehrerer kleiner Provinzen, ja sogar des großen spanischen Reiches unter Karl V., dem mächtigsten Monarchen Europa's, der nach einer Universalmonarchie zu trachten wagte. Ohne hervorragende Charaktere, ohne das rechte Vertrauen der von ihr regierten Völker zu besitzen, und den wiederholten Aufständen zum Trotz, hat sich diese Familie nicht nur aus den ungeheuren Gefahren gerettet, die sie umgaben, sondern ist aus ihren häufigen Niederlagen mächtiger hervorgegangen, wie je.

Während die Grundvesten der Reiche wanken, wo Nation und Souverain auf's Engste verbunden sind, und liberale Ideen täglich weiter um sich greifen, giebt sich in dieser großen Monarchie kaum ein Merkmal kund, das den Wunsch nach Emanzipation ausdrückt, als wenn die Nationen, welche ihr angehören, das Bedürfniß derselben gar nicht empfänden. Wo die größten Genie's unterlagen, triumphirten die östreichischen Monarchen, indem sie nur ganz gewöhnliche Mittel brauchten, und ohne verwickelte Kombinationen dennoch ihr Ziel selten verfehlten.

Viertes Kapitel.

Wien — Vorstädte — Glacis — kaiserliche Burg-Wachen — der Kaiser.

Wien hat von der Seite, wo wir es betraten, wirklich etwas Imposantes. Links fluthet die Donau, rechts liegt das stolze Schönbrunn, gerade vor die Kaiserstadt, aus deren Mitte sich der Dom und der pyramidalische Thurm von St. Stephan, unter dem Schutze des Doppeladlers erhebt.

Die Häuser in den Vorstädten sind gewöhnlich ein oder zwei Stockwerk hoch, und mit Gärten umgeben. Die Mauern sind weiß, grün oder gelb übertüncht, wodurch sie viel Aehnlichkeit mit englischen Häusern erhalten. Je weiter man kommt, je höher werden aber die Gebäude, sie steigen auf drei Stock und

schließen sich zuletzt an eine Kirche, oder einen der Stadt zugekehrten Palast. Zwischen jener und den sechshundert Ruthen abgelegenen Vorstädten, führen viele Alleen zu den zwölf Thoren der Stadt, in die man hier durch das Burgthor kommt, dessen auf Napoleon's Geheiß abgetragene Wälle, in Gärten verwandelt worden sind.

In Wien ist nicht die Hand des Genies zu sehn, wie in Paris, wo Alles, was die Schönheiten der Baukunst glänzen machen, und einen guten Effekt hervorbringen kann, mit Geschmack und Umsicht benutzt worden ist.

Das kaiserliche Schloß, dem man die Jahrhunderte ansieht, steht im sonderbaren Kontraste mit den modernen und glänzenden Gemächern der kaiserlichen Kanzlei, giebt aber zugleich Zeugniß vom Stolze des Souverains, der diese alte Residenz der Kaiser jedem anderen, prächtigeren Palaste vorzieht. Das Innere ist prachtvoll, und der Pomp und Luxus von sechshundert Jahren findet sich in den Zeremonien und den Kostüms dieses stolzen Hofes gleichsam verschmolzen.

Ein Piket Grenadiere und vier Kanonen deuten an, daß man sich vor der Pforte zu den kaiserlichen Gemächern befindet. Eine doppelte Einfahrt führt zu einer schönen Treppe, die in den Saal der Wachen mündet, wo die deutschen und ungarischen Garden sich befinden. Die erstere trägt die Uniform der Infanteriemajors, weiß mit rothen Aufschlägen, dreieckige Hüte mit goldenen Agraffen und Schnüren, die andere prächtige Husarentracht, Kalpacks von Tigerfell,

alles mit Goldstickerei und Goldschnüren bedeckt. Sie besteht aus funfzig Edelleuten, wird vom Prinzen Esterhazy kommandirt, und ist gewiß die schönste in der Welt.

Aus diesem glänzenden Raume kommt man in den Saal der Pensionairs, deren gelbe und schwarze Kleidung an das altdeutsche und altspanische Kostüm erinnert. Nun kommt der Allgemeine- oder Audienzsaal, und dann das Pagenzimmer, deren Uniform roth mit Silber ist. Einige Schritte weiter führen in den Kammerherrnsaal, von denen beständig zwei im Dienste sind. Man erkennt sie an einer kleinen goldenen Kugel auf der Achsel, und einem Schlüssel desselben Metalles.

Eine Idee des ungeheuren Personales an diesem Hofe kann man sich machen, wenn man weiß, wie ungemein zahlreich die Dienerschaft ist. Es giebt allein fünfundzwanzig Leibkutscher, fünfunddreißig Kammerdiener und funfzig Bediente, die einzig für die Person des Kaisers bestimmt sind.

Unmittelbar an das Gemach der Kammerherren stößt das Kabinet des Kaisers, das grün tapezirt ist, und zwar in einem reichen, aber einfachen Style. An einem Tische von Acajouholz sitzt hier ein sehr hagerer Mann, von mittlerer Größe; er stützt sich auf den rechten Arm. Es ist der Kaiser Franz. Während seiner ganzen Regierung hing dieser Fürst viel von seiner Umgebung ab. Seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1792 bis 1811, wo M— volle Gewalt erhielt, folgte er unabänderlich den Grundsätzen seiner

Vorgänger, und den Ansichten der einflußreichen, östreichischen Oligarchie. Mit Festigkeit, ja Hartnäckigkeit stemmte er sich gegen die Franzosen, und nicht verlorne Schlachten, nicht Verrath konnte ihn andern Sinnes machen. Natürlich unterstützte ihn dieselbe Oligarchie, die einsah, daß nicht nur ihr Vortheil, sondern selbst ihre Existenz vom Ausgange des Kampfes abhänge.

Während dieser langen Zeit, wo seine Generale geschlagen wurden, nach den Unglückstagen von Marengo und Ulm wo seine Alliirten, die Russen und Preußen ihn verließen, verlor der Kaiser nie seine unerschütterliche Ruhe und Fassung. Kaum eine Spur von Gemüthsbewegung erschien auf seinem Angesicht, und seine Privatbeschäftigungen litten keine Unterbrechung. Er fabrizirte sein Siegellack, besorgte seine Tauben, spielte seine Violine so regelmäßig, wie er die laufenden Geschäfte während seiner Anwesenheit in Wien besorgt. Wie ein Mann, dessen Diener ein Dutzend Flaschen Champagner zerbrochen hat, seinem Kellermeister sagt, er solle ein anderes herbeischaffen, so ist der Kaiser ganz der Mann dazu, der unerschrocken nach verlornen Schlachten und gefangenen Heeren, seinen Ministern befiehlt, neue Soldaten auszuheben.

Der Ausgang der unglücklichen Schlacht von Marengo entflammte den Eifer seiner Unterthanen; sie wollten sich rächen. In Masse erhob sich die östreichische, böhmische und mährische Jugend, und trug ihre Dienste zur Abwehr des Feindes an. In einem Trupp zusammen gezogen, der den Namen Aufgebot

des Erzherzogs Karl führte, und bei dem sich sechshundert Prager Studenten befanden, die zum Theil von Adel und aus den besten Familien waren; fühlte sich der Kaiser gedrungen, auf Verwendung des Erzherzogs sie die Revue passiren zu lassen, und einige freundliche Worte an sie zu richten.

Diese Revue fand zu Budweis in Böhmen Statt, und was sagte ihnen der Kaiser? „Ah! Sie halten sich recht gut; hätt' es nicht geglaubt. Ich freue mich indessen, Euch nicht mehr zu bedürfen. Wir haben Friede und so könnt Ihr alle wieder nach Hause gehn." Er gab dann Befehl, daß jedem dieser jungen Soldaten ein neugeprägter Gulden verabreicht werde.

Es ist schwer zu begreifen, wie Franz bei so wenig ermunterndem Benehmen, einen Kampf wie den von 1809 bestehen konnte. Gewiß ist es gerade diese Epoche, welche über die moderne Geschichte Oestreichs den meisten Glanz verbreitet. Sie giebt einen Maaßstab von dem was dieser Staat leisten könnte! Ueber sechszigtausend Streiter wurden ausgehoben, exerzirt und unterhalten allein auf Kosten des Adels der verschiedenen Provinzen. Seine Anstrengungen waren eben so großartig, wie die der ganzen Nation.

Der Schmuck der Kirchen, die Silbergeschirre und Kleinodien des Adels, das Silber der mittleren Klassen, alles wurde ohne Murren aufgeopfert, um die Kriegskosten zu decken. Die Schlacht bei Aspern feuerte den Muth noch mehr an, und erregte einen Enthusiasmus, daß selbst der Kaiser sich herab ließ, seinem Volke und

seinem Heere zu danken. Die rasch darauf folgende Schlacht bei Wagram fiel unglücklicher aus. Der vom Erzherzog Karl entworfene Plan ist bekannt genug; er wollte mit dem unter seinem Kommando stehenden Heere, und dem des Erherzog's Johann, Napoleon einschließen und wo möglich vernichten. Der Kampf begann mit großer Wuth von beiden Seiten. Der rechte Flügel, unter Erzherzog Karl gewann Terrain, der linke aber, an welchen sich der Erzherzog Johann anschließen sollte, wurde gedrängt und zurückgeschlagen. Aengstlich sah alles auf die Straße nach Preßburg, wo Johann herkommen sollte.

Franz II. befand sich in seinem Hauptquartiere Wolkersdorf und speis'te ruhig zu Mittag, als ein Adjutant ihm die Meldung machte, daß der Erzherzog nicht gekommen und die Armee im vollen Rückzuge sei. „Hab' ich's Ihnen nicht gesagt," sprach der Kaiser zu seinem Adjutanten Baron D...., und stand von der Tafel auf; „Johann werde uns im Stiche lassen und wir würden die Zeche bezahlen müssen?" — Er stieg sofort mit unerschütterlicher Ruhe in seinen Wagen.

Gewisse Einflüsterungen über die Absichten des Erzherzogs Karl bestimmten den Kaiser, ihm gleich nach der Schlacht den Armeebefehl zu nehmen, und einen nachtheiligen Frieden zu schließen.

Nachdem die Differenzen mit Napoleon ausgeglichen waren, brauchte man Adel und Armee nicht weiter, und die Belohnungen, welche ihnen zuerkannt wurden, waren geeignet, auch die enthusiastische Tapferkeit in Zukunft niederzuhalten. Das Privilegium mit Ta-

back zu handeln, welches einige Tausend Plebejer und alte Weiber zeither besessen hatten, ward ihnen genommen und auf die Offiziere übertragen, die sich in der Campagne hervorgethan hatten. Ließ man den Adel auch nicht ganz unberücksichtigt, so ward er doch so behandelt, daß er mehr wie einmal seine Hingebung bitter bereute.

Des Kaisers Eingehen in die Pläne seines Schwiegersohnes war ganz gegen M—s Ansichten; Napoleon aber war zu wenig Hofmann, um seinen Schwiegervater und dessen Rathgeber zu durchschauen. Man erzählt sich von ihrer Anwesenheit in Dresden, daß ihn Napoleon am Tage nach seiner Ankunft daselbst besuchte. Mit der ihm eigenen Kürze trug er ihn Schlesien gegen den Theil von Polen an, welcher damals unter östreichischer Botmäßigkeit stand. M— war im Nebenzimmer und ward herbeigerufen, als die Discussion sehr lebhaft wurde. Da sagte Franz II. in deutscher Sprache zu ihm: „nein M—, das kann nicht sein. Ich brauche Schlesien nicht und mag Polen nicht abtreten. Sagen Sie ihm, mir gefiele die Art zu verfahren nicht. Bekommen wir heute auch Schlesien, so will er's in vierzehn Tagen wieder haben, wie es dem armen König von Preußen gegangen ist. Er hält seine Versprechungen nicht. Triest hab' ich auch noch nicht wieder, so wenig wie die andern versprochenen Plätze."

Was sagt er?" fragte Napoleon, der den östreichischen Dialect nicht verstand. „Nichts, Sire," versetzte M— mit einer tiefen Verbeugung, „ausgenom-

men, daß mein Gebieter mir auftrug, Ew. kaiserl. Majestät seiner aufrichtigsten und unverbrüchlichsten Anhänglichkeit zu versichern."

In Folge der getreuen Alliance, welche zwischen den beiden Souverainen geschlossen wurde, ging der Fürst Schwarzenberg mit dreißigtausend Mann nach Polen und agirte so geschickt, daß unter den fünfmalhunderttausend Mann, welche mit den Hülfstruppen Napoleons Armee ausmachten, er allein mit seinem Contingente mit heiler Haut davon kam, und den Russen besser gedient hatte, wie den Franzosen.

Eine wichtigere Stellung kann nie ein Monarch eingenommen haben, wie Franz **II.** im Jahr 1813. Als Alexander und Friedrich Wilhelm in Prag ankamen, waren ihre Armeen bei Großbeeren und Bautzen geschlagen, ihre Rüstungen kaum begonnen, alle preußische Festungen, Danzig inbegriffen, noch in Napoleons Händen. Seinen siegreichen hundert und funfzigtausend Mann konnte nur eine, um zwei Drittel schwächere Masse entgegengestellt werden.

Wellingtons Fortschritte in Spanien brachten andererseits Napoleon in eine kritische Lage, und er, der unter jedem andern Verhältnisse Franz **II.** nicht nachgegeben hätte, war nahe daran, sehr gefällig zu sein. Ganz Deutschland befand sich in Gährung, und bemühte sich, ein auf ihm lastendes Joch abzuwerfen. Europa's Schicksal lag in seiner Hand. Auf welche Seite er sich wendete, wenn er Festigkeit entwickelte, erwarb er sich dauernde Dankbarkeit. Es stand damals in seiner Macht,

das Bollwerk Europa's zu werden und lag im Interesse Aller, seine Macht nicht zu schwächen. Anstatt aber das Haupt der Coalition zu werden, überließ er sich den Rathschlägen M—, und trat auf Alexanders Seite. Bis zur Einnahme von Paris hielt dieser hinter dem Berge, dann aber wechselte er die Rolle und Napoleon war entthront, bevor Oestreich noch daran dachte.

Rußland erndtete in der That allein die Früchte dieses Kriegs, indem es einen furchtbaren Nebenbuhler entwaffnete, seine Alliirten England, Oestreich und Preußen ungeheuer schwächte und sich dadurch den Weg zur Universalmonarchie bahnte. So geschah es, daß Oestreich, nachdem es den Gemahl seiner Kaisertochter getäuscht, und sie und ihren Sohn aufgeopfert hatte, seinerseits durch Alexander zu kurz kam.

Gegen Rußland völlig blos gegeben, erfand indessen der an Auskunftsmitteln reiche Minister die heilige Allianz. Alexander hielt nichts davon, betrachtete aber den Bund als ein nützliches Werkzeug und erklärte sich zum Oberhaupt derselben.

Franz schien keine nähere Bekanntschaft mit John Bull machen zu wollen, sondern kehrte in seine Residenz zurück, während Friedrich Wilhelm und Alexander sich nach England begaben. In Wien richtete man sich unterdessen auf ihren Empfang ein, der im Style des viel bekannten Saus und Braus bereitet ward.

Millionen wurden sogleich für Prunkwagen und Kostüms ausgegeben, die alte Pracht wieder eingeführt.

Auch strenger wurde der Kaiser, eine Veränderung, die seinen eigenen Unterthanen auffiel; obgleich sie sich nicht weiter darüber aufhielten, theilten sie doch nicht die Vorliebe für absolute Herrschaft ganz und gar. Die Tyroler waren die ersten, welche die Sache zur Sprache brachten.

Es ist diesen Bergbewohnern eine Einfachheit, geistige Kraft und wahrhafte Charaktergröße eigen, die sie weit über die heutigen Schweizer setzt. Als Andreas Hofer, dessen Andenken allen seinen Landsleuten Thränen kostet, nach der Niederlage der Baiern bei Schwezingen in Innsbruck war, versammelten sich Bürger und Studenten vor seinem Quartier, um ihm eine Serenade zu bringen. Eine Deputation begab sich zu ihm, um ihm dieses Vorhaben mitzutheilen. Sofort trat Hofer mit entblößtem Haupte heraus, und redete die Menge folgender Gestalt an:

„Höret, vielgeliebte Mitbürger, wir wollen uns nicht mit eitlen Dingen beschäftigen. Lassen wir das Singen und Musiciren, und fallen nieder auf unsere Knie, um den Ewigen anzurufen, daß er uns die Kraft geben möge, deren wir in dem ungleichen Kampfe bedürfen, in den wir verwickelt sind.“ — Nach dieser Ermahnung warf er sich, den Rosenkranz in der Hand, auf seine Kniee nieder, und die ganze versammelte Menge folgte seinem Beispiele. Nie ward vielleicht inniger und aufrichtiger gebetet. Einige Stunden später verkündete der ferne Donner der Kanonen, daß Hofer mit dem Feinde zusammen gerathen sei.

Als Tyrol wieder unter östreichische Botmäßigkeit

gekommen war, merkte es mit Hülfe von neuen Abgaben und einer Menge Zollwächter bald, daß die fremde Herrschaft am Ende minder drückend gewesen sei. Es ward also eine Deputation, bestehend aus zwei Prälaten, zwei Adeligen und zwei Bauern nach Wien gesandt, um eine Aenderung ihrer Regierung und die alte Konstitution des Landes zu erbitten. Der Bauernstand hat noch das Privilegium, den Kaiser duzen zu können, der übrigens die Bittsteller nicht sehr freundlich empfing. Seine Antwort ist für unsere moderne und liberale Zeit zu wichtig, um sie nicht anzuführen. „Eine Konstitution wollt Ihr also?" — sagte er. „Ja, Franz!" versetzten fest die beiden Landleute, während ihre Adeligen und geistlichen Genossen sich tief verbeugten.

„Ueberlegt's Euch," — fuhr er fort, — „mir ist es gleich, ich will Euch eine Konstitution geben. Ihr müßt aber wissen, daß die Soldaten mir gehorchen, und wenn ich Geld bedarf, daß ich Euch nicht zweimal fragen werde, ob Ihr mir welches geben wollt. Eure Zungen, rath' ich Euch aber, etwas im Zaume zu halten." — „Wenn Du so denkst," — meinten die bestürzten Landleute, — „so ist es besser, wir haben keine Konstitution." — „Das mein ich' auch," schloß der Herrscher.

Die Petitionen oder vielmehr Forderungen der Ungarn sind noch ernsterer Art. Das regierende Haus ist von dieser stolzen, adeligen Nation nie sehr geliebt worden. Franz **II.** gewöhnliche Manieren und die Einfachheit, welche die Oestreicher so bewundern, und die so wohl be-

rechnet ist, ihnen ihre Lasten vergessen zu machen, ist jenen ein Stein des Anstoßes. Gereizt von ihrer, seit Joseph II. fortwährend wachsenden Unzufriedenheit, stützten sie sich auf ihre Rechte und nahmen nur schwachen Theil an den östreichischen Kriegen. Selbst 1809 konnte die Regierung nur mit Mühe eine ansehnlichere Rekrutirung bewilligt erhalten, als zu dem gewöhnlichen Kontingente nöthig waren.

So lange indessen der Krieg dauerte, und der Kaiser sich vom Einflusse seines Adels leiten ließ, drückten die Ungarn, zu den verschiedenen Eingriffen in ihre Rechte, ja selbst zu der Suspension der Landtage die Augen zu. Seitdem jedoch M— an der Spitze der Verwaltung steht, haben sie einen andern Ton angestimmt. Die Aristokratie ist unzufrieden mit den Eingriffen in ihre zeitherigen großen Vorrechte; die Bestimmtheit, mit welcher die Befehle aus Wien abgefaßt sind, gefällt ihr nicht. Freilich wird aber Ungarn gleichzeitig wie ein der östreichischen Monarchie fremdes Land behandelt, seine Gränzen sind mit Zolllinien gesperrt und dergleichen mehr.

Auf den Versammlungen der Reichstage herrscht jedoch eine freie Sprache, die natürlich oft unangenehm in die Ohren eines absoluten Herrschers klingt. Als den Abgeordneten einmal tadelnd bemerkt wurde, sie wären nun vier Wochen beisammen, ohne etwas ausgemacht zu haben, erhob sich der Graf P...., und versetzte: seit den dreißig Jahren, daß die jetzige Regierung besteht, hat sie noch nichts für uns gethan.

Achtung vor dem Alter und die langjährige Ge-

wohnheit, wird aber auch diese Nation in den gehörigen Schranken halten, so lange Franz II. lebt. Sein Nachfolger wird aber mit den ungünstigen Folgen des Unrechts zu kämpfen haben, das sie seit funfzig Jahren erlitten zu haben meint. Indessen geht auch in andern Theilen des Reiches durchaus nicht Alles nach Wunsch; überhaupt giebt es keine Monarchie, deren innerer Zusammenhang gleichzeitig so zarter und verwickelter Natur ist.

Bekanntlich gründen sich die Rechte Oestreichs auf seine Länder, das eigentliche Oestreich, Italien und Polen ausgenommen, auf Verträge. Die Zuneigung von Völkern und Fürsten war weniger auf die Gewalt des Schwertes, als auf Treue und Glauben basirt. Alte Sitte und Herkommen wurden daher von vielen Monarchen geachtet, und diese Prinzipien brachten ihnen selbst den größten Nutzen. Sie retteten Ferdinand VII., machten Wallensteins Entwürfe scheitern; sie befeuerten den Enthusiasmus der Ungarn und erhielten durch ihn Maria Theresia. Joseph II. Neuerungen hätten ihn beinahe um Ungarn, sein schönstes Königreich, gebracht. Franz hat ihnen ihre alte Konstitution gelassen, aber unter seiner Regierung ist die geheime Polizei entstanden.

Joseph II. ließ eines Tages ein Pasquill auf die Regierung, das an seinem Schlosse, allein sehr hoch, angeschlagen worden war, niedriger ankleben, damit es Jedermann lesen könne. Seine Regierung war durchaus nicht despotisch. Die Tribunale der Provinzen, von den Gouverneurs präsidirt, vertraten den Souve-

rain, ernannten Beamte, die vom Kaiser bestätigt werden mußten, und übten eine angemessene Autorität. Die Gerichtshöfe waren ganz unabhängig; Universitäten, Kollegien und Gymnasien behielten bis 1811 eine Art von eigener Jurisdiction. Der Einfluß, welchen die Nation auf die Regierung übte, war zwar im Ganzen sehr gering, indessen schmeichelte er doch dem Stolze Aller. Wenn im siebenjährigen Kriege Maria Theresia ihre Zuflucht zu den Kirchengütern nahm, so vergütete sie gewissenhaft Alles wieder, was ihr geliehen worden war. Die Abgaben unter ihrer Regierung waren unbedeutend mit denen in andern Ländern, und die während des Krieges aufgelegten, wurden nachher wieder aufgehoben. Es herrschte überall eine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, die jetzt nur selten noch zu finden ist. Ueberall zeigten sich Spuren einer väterlichen Hand, selbst wo es galt, Wunden zu schlagen. Das Volk war glücklich, genoß eines friedlichen Lebens, ungeachtet die Monarchie hinter dem Jahrhunderte zurückblieb.

Seit 1811 sind viele Versprechungen unerfüllt geblieben. Der wiederholten Bankerotte ungeachtet, welche das Papiergeld zuerst auf ein Fünftel, dann auf ein Drittel seines frühern Werthes herabdrückten, hat Oestreich doch immer noch nur Papiergeld, und mag es zehnmal Metalique heißen, sein Werth ist darum doch schwankend. Die Abgaben, welche verheißenermaßen nach dem Kriege gemindert werden sollten, sind dieselben geblieben, und lasten schwerer, wie je. Der Handel will nirgends recht fort, weil Oestreichs Po-

litik die Straßen nach Ungarn und Deutschland gewissermaßen sperrt, und die bei den Kirchengütern gemachten Anleihen sind noch nicht wieder erstattet.

In einem Lande, wo persönliche Neigungen und religiöse Treue die hauptsächlichsten Bande sind, welche das Volk an den Thron fesseln, ist es keine Kleinigkeit, solche Mittel und Wege eingeschlagen zu sehen. Behaupten zu wollen, die dem östreichischen Szepter unterworfenen Länderbewohner wären unempfindlich oder gleichgültig gegen die Art und Weise, wie sie regiert werden, wäre absurd. Nach dem östreichischen Beobachter darf man sie nicht beurtheilen, und eben so wenig nach dem Urtheile Reisender, die ihre Beobachtungen im Wirthshause anstellen, wo zahllose Spione sie umschwärmen.

Böhmen, Mähren, Ungarn und Polen sind nicht mit den Engländern, ja nicht einmal mit den Deutschen (wirklich nicht?) in Hinsicht ihrer Civilisation zu vergleichen, allein sie besitzen unendlich mehr Charakter und Patriotismus, wie die Letzteren. Um die Jugend eines Reiches von dreißig Millionen auf einen Grad von Idiotismus herabzubringen, wie er jenem System zusagt, ist es nicht genug, probemäßige Schulbücher in Wien zu drucken, und durch's ganze Land an alle Kollegien und Bildungsanstalten zu verschicken, man mußte auch, wie es an den Universitäten von Prag, Wien, Ollmütz und Laybach geschehen ist, selbstständige und erfahrene Lehrer, die es mit der Wissenschaft ehrlich meinten, durch unterthänige Diener ersetzen.

Die Bestürzung, welche jene Maßregel hervorbrachte, und der Mißkredit, in den die Regierung dadurch gerieth, wird so leicht nicht vergessen werden. Die jungen Leute revoltirten und wurden zur Strafe in die Regimenter gesteckt, welche ihre Standquartiere im Bannat haben.

Um die Zügel der Gewalt noch fester in den Händen zu haben, ward in Wien die Aufhebung der frühern Autorität der Provinzialregierungen und Tribunale erklärt; sie können jetzt nicht mehr über zehn Thaler verfügen, ohne beim Ministerium anzufragen. Was sind aber die Folgen eines solchen Systems? Nicht etwa eine Centralisation, welche den Gang der Geschäfte fördert, dem Gehorsam zu Hülfe kommt, sondern Unzufriedenheit der Vornehmen und der Provinzen, Mißbräuche und eine solche Konfusion, daß sich Niemand einen richtigen Begriff davon zu machen weiß.

Das Raisonnement der Landleute, welche im Stande sind, die Patente und Dekrete der Regierung zu lesen, und dabei zu bemerken, wie wenig von dem in Erfüllung geht, was versprochen wird, ist einfach aber bündig. Sind sie auch keine Finanziers und wissen sie nichts von den Uebereinkünften mit den Gebrüdern Rothschild, so empfinden sie doch die Folgen davon. „Das Vermögen unserer Kirchen ist drauf gegangen, — wir zahlen noch eben so starke Abgaben, wie sie anfänglich nur auf die Dauer von zwei Jahren aufgelegt worden sind, unser Papiergeld wechselt alle Tage mit seinem Werthe; haben wir heute einen Gulden, so ist er morgen vielleicht um

dreiviertel weniger geworden." Die eigentlichen Oestreicher sind indessen ihrem Kaiser ganz mit jener Aufrichtigkeit zugethan, welche die alten Deutschen auszeichnete und sie an ihre Fürsten kettete, sie mochten Fehler haben, so viel sie wollten. Aber dessen ungeachtet meinen sie: „unser Franzel ist ein guter Mann, hat uns aber oft unrecht gethan."

Im Mährischen, wo des Regenten Persönlichkeit nicht in Betracht kommt, und man nur nach seinen Dekreten urtheilt, redet man gleichgültig von ihm, oder gar nicht, während man in Böhmen eine große Anzahl unerfüllt gebliebener Zusagen anzuführen weiß. In Wien ist diese Stimmung der Völker nicht unbekannt, und diesem Grunde ist hauptsächlich die strenge Wachsamkeit zuzuschreiben, welche über alle Unterthanen verhängt ist; ferner kommen auf ihre Rechnung die Reisen nach Böhmen und Ungarn, die Verminderung der Abgaben in diesen Ländern, und der Wunsch, den Erzherzog Franz Karl hier succediren zu sehen, der an der Donau für geeigneter gilt, wie der Kronprinz, dem sich bereitenden Sturme die Spitze zu bieten.

Das Volk, von so manchem höhern Beispiele zur Unzuverlässigkeit verleitet, bewegt sich in einer trüben, schweigsamen Sphäre. Die lange Gewohnheit, zu gehorchen, und ein gewisser Respekt vor dem Alter des Regenten, werden bei seinen Lebzeiten die gegenwärtige Unterwürfigkeit sichern. Der Druck der öffentlichen Lasten ist aber zu stark, die Unordnung, welche im Finanzdepartement herrscht, zu groß, die Hülfsquellen der Erbstaaten sind zu erschöpft, um die

Fortdauer des dermaligen Zustandes noch lange Jahre erwarten zu lassen.

Die geheime Polizei ist so über das ganze Land verbreitet, daß Hütte und Palast gleichmäßig unter ihrer Obhut stehen. — Um eine Anstellung zu erhalten, ist vor allem eine unbegränzte Anhänglichkeit an die Person des Kaisers nöthig. Oeffentliche Beamte giebt es weit über ~~sechzig~~ Tausend. Bei Ernennungen geben stets die Register der geheimen Polizei den Ausschlag. Subalternen sind in unzähligen Massen vorhanden, eine nothwendige Folge des Schlendriansystems, welches in allen Zweigen der Verwaltung herrscht. Die alte Bank in einem, hundert Stunden von der Hauptstadt entfernten Kollegium, darf nicht ausgebessert werden, ohne daß der Kreishauptmann um seine Zustimmung angegangen, und von ihm darüber an die Provinzialregierung berichtet worden ist. Diese berichtet wieder an höhere Behörden, bis endlich durch die fünfte und sechste Hand der Antrag dem Kaiser selbst vorgelegt wird. Dieser Gang der Geschäfte erfordert natürlich eine Menge Schreiber und hat eine Titulatur geschaffen, wie sie in Europa vielleicht einzig dasteht. Daß andererseits, wer nur kann, darnach strebt, ein Aemtchen zu erhaschen, ist ebenfalls natürlich; in den öffentlichen Beutel greift gern ein Jeder, und der leichteste Weg ist blinde Ergebenheit gegen den Souverain. Dieses System hat aber gleichzeitig eine solche moralische Verworrenheit herbeigeführt, daß man mit Erstaunen sieht, wie im Oestreichischen das l'état c'est moi weiter ausgebildet worden, wie irgendwo.

Es liegt nicht an der Verwaltung, wenn das Volk noch nicht ist, was es vielleicht einst sein wird, wenn es in diesem Gleise fortgeht, nämlich das feilste und hinterlistigste Volk in der Welt. Die öffentliche Erziehung der Jugend, die Art des Benehmens der Beamten, die geheime Polizei, kurz Alles vereinigt sich, eine politische und moralische Degradation zu bewirken. Hier herrscht man despotischer, wie irgendwo: ohne Ansehen der Person wird eingekerkert, wer Aergerniß dem höchsten Willen giebt; widerspenstige Schüler und Studenten werden väterlich als gemeine Soldaten an die türkische Gränze geschickt. Dabei fährt der Kaiser in seinem alten grünen Wagen, mit zwei Pferden, in einen alten braunen Mantel gehüllt und einen alten Hut auf dem Kopfe, durch die Wiener Gassen, grüßt rechts und links freundlich, und sieht man ihn sich mit seinem Großkammerherrn Grafen Wrbna unterhalten, so sollte man nicht glauben, daß dieser Herrscher jener strenge Regent sein könne. Auch ist er's ~~wohl nicht~~, und es kommt mehr auf seine Rechnung, als billigerweise darauf kommen sollte.

Man erzählt sich indessen, daß ungeachtet der scheinbaren Vertraulichkeit, welche am Wiener Hofe unter der Regentenfamilie herrsche, in Wahrheit viel gegenseitiges Mißtrauen Statt finde. Weder der Bruder des Kaisers, noch Prinz Karl, oder sein Sohn der Kronprinz, dürfen sich um öffentliche Angelegenheiten kümmern, die sie nicht unmittelbar betreffen.

Der Erzherzog Rainer, Vicekönig von Italien, ist

von allen seinen Brüdern derjenige, welchem er am meisten zugethan ist. Auf den Erzherzog Karl ist man eifersüchtig, der Erzherzog Johann ist zu gelehrt und der Erzherzog Palatin zu ungestüm. Als Letzterer um Erlaubniß zu seiner dritten Heirath bat, versetzte ihm der Kaiser mit gerunzelter Stirn: „es mag sein, allein ich werde selbst für ihrer Zukünftigen langes Leben beten, denn ich erwarte, Sie nachher eine Jüdin heirathen zu sehen."

Ungeachtet der Kaiser seine Gemahlin sehr zu lieben scheint, und man ihn oft sagen hört: jetzt bin ich glücklich! besitzt sie doch nicht den mindesten politischen Einfluß. Als er sie zum ersten Mal sah, soll er seinem Oberkammerherrn zugeflüstert haben: „na, die sieht doch nicht aus, wie in vierzehn Tagen sterben."

Der Kaiser steht gewöhnlich um sechs Uhr auf, frühstückt um sieben, expedirt Regierungsangelegenheiten, oder giebt Audienzen bis um ein Uhr. Dann fährt er in seiner Kalesche aus, wo ihn manchmal die Kaiserin begleitet, häufiger aber sein Günstling, der Oberkammerherr, oder sein Adjutant Baron Rutschard. Um vier Uhr geht es zur Tafel; die Mahlzeit besteht gemeiniglich aus fünf Schüsseln und einem Dessert. Der Kaiser trinkt Wasser und zuletzt ein kleines Glas Tokayer.

Nach aufgehobener Tafel sieht Se. Maj. nach ihren Blumen und nach den Tauben, und fehlen einige derselben, so wird böses Wetter. Um sechs Uhr trinkt er Kaffee, welchen die Kaiserin immer im Pavillon des neuen kaiserlichen Gartens selbst bereitet. Sie ist sehr

einfach gekleidet, und gefällt sich, bei ihrem Gemahl die Pflichten einer Hausfrau und Wirthin zu versehen. Die Zeit bis zum Abendessen wird mit Musik verbracht; der Kaiser spielt Trio's mit einem seiner Favoriten und einem andern Höflinge.

Als Familienvater kann Franz II. wirklich nicht genug gerühmt werden, und es giebt in seinem ganzen Reiche keine respektablere Haushaltung. Von den Prinzen hat Jeder ein Handwerk erlernen müssen. Der Kronprinz z. B. ist ein Weber, die Erzherzoge sind Tischler und Zimmerleute. Jede Art von Galanterie ist ihnen auf das Strengste untersagt, und eine berühmte Schönheit, welche so indiskret war, dem Prinzen S—, Schwiegersohn des Kaisers, im Theater einen guten Abend zu bieten, wurde deshalb eingesperrt, der Prinz aber bekam einen Verweis. Für seinen zweiten Sohn, Franz Karl, scheint der Kaiser besondere Vorliebe zu hegen, allein noch lange nicht so viel, wie für den Herzog von Reichstadt; man sollte glauben, er wolle ihm das seinem Vater verursachte Unglück vergessen machen.

Dieser junge Prinz ist sehr wohl gebildet, und von Charakter seinen Eltern auffallend ähnlich. Ueber sein Antlitz lagert ein unaussprechlich melancholischer, nachdenklicher Schatten. Ohne die innigste Theilnahme kann ihn Niemand betrachten. Jene Einfachheit und familiäre Behaglichkeit, die an den östreichischen Prinzen wahrgenommen wird, ist ihm nicht eigen, allein mehr Würde und Adel im Benehmen ist nirgends zu finden.

Mit uns waren zwei preußische Offiziere nach Schönbrunn gekommen, und wünschten ihm vorgestellt zu werden. Sein Kammerherr wieß sie rund ab, als der Prinz aus seinen Gemächern trat und auf die große Treppe zuging, um mit seinem Gouverneur auszureiten. Er blieb einen Moment vor den Offizieren stehen, sah zu Boden und beschrieb mit seinem Säbel Figuren im Sande. Mit einem sprechenden Blicke die Fremden betrachtend, sagte er dann: „Preußen!" und ging von dannen.

Der Kaiser hat ihm ein arabisches Roß geschenkt, das er mit so viel Gewandtheit und Anstand regiert, daß man den trefflichen Reiter schon in ihm sieht. Einige Tage nachher sah ich ihn an der Spitze seiner Eskadron, von der er angebetet wird. Für sein Alter hat er eine ausgezeichnet militärische Haltung und kommandirt mit einer Präcision, welche einen General zu versprechen scheint. Kraft eines kaiserlichen Dekretes ist er Besitzer der acht Domainen, welche der Großherzog von Toskana in Böhmen besaß und die eine Revenue von fünfmalhundert Tausend Franken gewähren, mehr wie die Einkünfte irgend eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme des Erzherzogs Karl. Er rangirt gleich nach den Prinzen des regierenden Hauses.

Fünftes Kapitel.

Der östreichische Staatskanzler, Fürst Metternich.

Kein Mensch ist jemals mehr gefürchtet und weniger geachtet und geliebt worden. Vom baltischen Meere bis an die Pyrenäen, von der türkischen Gränze bis nach Holland giebt es nur ein Urtheil über diesen Minister, und es ist eben kein schmeichelhaftes. Da er hauptsächlich dazu beigetragen hat, Europa seine jetzige Gestalt zu geben, und auch die berühmte, heilige Allianz in seinem Kopfe entsprungen ist, so verdienen seine politischen Ansichten und sein Charakter eine unparteiische Prüfung.

M— stammt aus einer jener alten, aber armen deutschen Familien, aus denen die geistlichen Fürsten in Deutschland entstanden. Sein gewandtes und kluges Benehmen beim Congresse von Rastadt, wo er die westphälischen Grafen vertrat, machte ihn dem Kaiser bemerklich, der ihn in seine Dienste nahm, und als Gesandten nach Dresden schickte. Er wurde 1806 zum französischen Ambassadeur ernannt; Napoleon, der damals von seiner Härte gegen den französischen Adel anfing nachzulassen, war von einem Haufen alter Edelleute umgeben, unter die sich M— mit den ihm in so hohem Grade eigenen, insinuanten und graciösen Wesen mischte. Er erfuhr auf diesem Wege nicht blos die Geheimnisse der Chronique skandaleuse der Tuilerien, sondern auch die Gunst der angesehendsten Personen und Napoleons selbst.

Um jene Zeit war es, wo er sich eine genaue Kenntniß seines Charakters erwarb, Napoleons Pläne errieth und sich vorbereitete, einige Jahre später die erste Rolle bei den politischen Dramen in Dresden und Prag zu spielen. An die Stelle des Grafen Stadion wurde er 1810 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wie es ihm glückte, Napoleons Aufmerksamkeit auf die Erzherzogin Maria Luise zu wenden; wie der Prinz Schwarzenberg, sein Nachfolger, die Unterhandlung leitete, und wie sie endlich zum Ziele kam, dazu findet der Leser den Schlüssel in den folgenden Mittheilungen. Metternich selbst bestimmte die Prinzessin zur Einwilligung und brachte sie nach Paris. Ungeachtet sich erwarten ließ, daß seine Dienste wohl eine Belohnung verdient hätten, stellte sich Napoleon taub, und vergaß M—s Dienste.

Vielleicht war dies einer der vorzüglichsten Beweggründe, welche die Absichten des russischen Kaisers auf Metternich erleichterten, der ihm seitdem immer ergeben blieb. Zwischen beiden herrschte eine große Uebereinstimmung, insofern diese zwischen einem Selbstherrscher und einem Höfling möglich ist. Das tiefe Geheimniß, welches während der russischen Kampagne, und noch während des Kongresses in Prag, die Absichten Oestreichs verschleierte, wird als eines der Meisterstücke von M—s diplomatischem Genie betrachtet.

Die Vermählung mit Marie Louise hatte ihn in Stand gesetzt, Napoleon bis in sein Privatleben kennen zu lernen, und es kostete ihm wenig Mühe, ihn während des Dresdner Kongresses, wie während des

Prager, und überhaupt so lange in Ungewißheit zu erhalten, bis die oestreichischen Heere schlagfertig waren, und Franz die Maske unbesorgt abwerfen konnte. Napoleons Stolz und Eitelkeit, die ihm nicht erlaubten, mit anderen wie mit eigenen Augen zu sehen, trugen außerdem wohl eben so viel, wie Metternich, zu seinem Verderben bei.

Jener Stolz war es, der sich beleidigt glaubte, und ihn zur Rückberufung seines Gesandten, des Grafen von Narbonne bewog, des einzigen Mannes, der Metternich durchschaute. Sein Nachfolger wurde der hochmüthige und heftige Caulincourt, der Sclave seines Gebieters, der dessen Interessen in Prag hintenan setzte und sich nur um Pferde bekümmerte.

Metternich war es, welcher Alexandern bewog nach Paris zu marschiren, wo er vor Schwarzenberg ankam und den Krieg mit einem Streiche endigen konnte. Er wußte die Parteien der Hauptstadt so wohl zu nehmen, daß im Hauptquartier des östreichischen Kaisers die Nachricht von der Einnahme der französischen Hauptstadt und von Napoleons Entthronung, gleichzeitig ankam.

Als Metternich den Plan zur heiligen Allianz dem Prinzen W—y zeigte, äußerte dieser, „das wird bös Blut machen." — Einbildung, meinte M—. Indessen hat er sich hier doch getäuscht. Kennt er auch Fürsten und Höflinge besser, wie irgend Jemand, so kennt er doch die Völker nicht. Wie Napoleon sich durch Unkenntniß des Charakters der an die Spitze gestellten Personen schadete, so haben auch die Prinzipien

der heiligen Allianz, welche mit denen M—s identisch sind, Oestreich großen Nachtheil gebracht.

Im Aeußeren hat M— ein einnehmendes Ansehen. Eine hohe Stirn, wohlgebildete Nase, schöne blaue Augen, einen hübschen Mund, dem immer ein Lächeln zu Gebote steht, bilden des Ministers Antlitz. Niemand weiß von diesen Vortheilen mehr Nutzen zu ziehen, wie er. Einen Kreis von funfzig Personen würde er leicht und ohne zu ungewöhnlichen Mitteln zu greifen, unterhalten. Die Thorheiten seiner Vorgesetzten weiß er zu theilen und gleichzeitig zu benutzen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Oestreich seine Vergrößerung M— dankt. Venedig, Mailand, besonders Tyrol, Salzburg und was er Baiern noch zu entziehen wußte, sind theils neue, theils wichtige Rückerwerbungen. Das östreichische Kaiserthum bildet jetzt ein Ganzes, dessen Bevölkerung sich auf mehr wie dreißig Millionen beläuft. Wäre diese Monarchie gut verwaltet, würde das Interesse ihrer Völker gewissenhaft wahrgenommen, sie würde im Stande sein, der ersten europäischen Macht die Spitze zu bieten.

Die Lage Oestreichs gegen Rußland wird mit jedem Tage kritischer. Seit den Zeiten Katharinens hat Rußland die Religionsverwandtschaft benutzt, die zwischen seinen Unterthanen und denen der türkischen Provinzen Moldau, Walachei, Bosnien, Bulgarien, Croatien und Dalmatien besteht, um sie nach und nach der Pforte zu entfremden. Beinahe offenkundig werden sie von russischen Konsuln regiert; der Halbmond ist nur noch ein Schatten dort, und die Be-

wohner sind faktisch russische Unterthanen. Früh oder spät werden jene Provinzen dem russischen Koloß einverleibt werden. Sie bilden nebst Griechenland seine natürlichen Verbündeten, sind ein Wall um Oestreich und werden dereinst das Mittelmeer beherrschen. Was dann aus Ungarn, aus Siebenbürgen, östreichisch Croatien und Dalmatien wird, ist leicht zu errathen.

Nach dem zu urtheilen, was sich in Ungarn, Böhmen, Italien und Tyrol begiebt, kann man nicht daran zweifeln, daß diese Länder Konstitutionen wünschen. Doch abgesehen davon, daß Konstitutionen der Regierung zuwider sind, fordern jene Nationen ihre alten Konstitutionen. Böhmen will die von Rudolph **II.** erhaltene, Ungarn mag nur seine eigne, Tyrol will die seiner alten Fürsten, Venedig seufzt nach seinen Dogen, Mailand nach seinen Herzogen. Um so vielen Forderungen zu genügen, und so viel verschiedene Interessen zu befriedigen, bedürfte es eines Wunders. Das leichteste und wirksamste Mittel, jenen Uebeln vorzubeugen, war die Verbreitung der Gährungsstoffe zu verhindern, und das böse Beispiel nirgends aufkommen zu lassen. Deshalb überschwemmten Neapel und Piemont östreichische Soldaten, als dort Aufstände ausbrachen, deshalb zogen die Franzosen unter Angouleme nach Spanien. Aus demselben Grunde dürfen die Konstitutionen der kleinern deutschen Staaten nicht mehr werden als sie sind.

Das Verfahren M—s ist wahrhaft bewundernswerth. Mit einer vollendeten Kenntniß der Personen, welche er

vor sich hat, verbindet er eine nicht weniger erstaunenswürdige Geschicklichkeit, seine Werkzeuge zu wählen. Er hat sich eine lebendige Gallerie Metternichianer gebildet, die er zu Agenten und Gesandtschaften verwendet.

Als Diplomat und politischer Agent kann man ihn ohne Gleichen nennen, (wo bleibt Talleyrand?) allein weiter reichen seine Mittel auch nicht.

Natürlich laß ich es bleiben, hier zu untersuchen, wie dieses Reich auf besserm Fuße zu verwalten sei; ich gebe sogar zu, daß die Nationen, aus denen es besteht, noch nicht civilisirt genug zum konstitutionellen Leben sind, und der Besitz bei weitem nicht genug unter das Volk vertheilt ist, so wenig wie vernünftige Aufklärung. Mag eine Konstitution mit Gewalt erkämpft, mag sie freiwillig ertheilt worden sein, das Volk wird ihrer nicht froh werden, so lange der Boden nicht bestellt ist für die neue Saat.

Oestreich bietet uns eine Menge großer Domänen im Besitze des Adels, und kleine Landstücke, welche in den Händen der Landleute sind. Eine Mittelklasse zwischen diesen Extremen des Reichthums und der Bildung, der Armuth und Unwissenheit giebt es nicht.

Staatsmänner wie Chatam, Pitt, Sully, Colbert oder Stein, würden die ungeheuern Güter der Krone der Geistlichkeit und Korporation an's Volk verkauft haben, und so einen dritten Stand geschaffen, das Meterim einer auf soliden, moralischen Grundlagen beruhenden Zukunft vorbereitet haben. Gleichzeitig wäre

die Aufklärung gefördert, wären die Gewerbe und Künste ermuthigt worden. Die Finanzen wären geordnet, ein Rechtszustand für das Volk herbeigeführt, alle gegebenen Versprechungen wären gewissenhaft gehalten worden; kurz man hätte den Weg verfolgt, den man bis 1811 betrat, als den, dem Interesse seiner Völker angemessensten.

Sechstes Kapitel.

Oestreichische Aristokratie — Wiener Salons.

Befindet sich die östreichische Oligarchie nicht in offener Ungnade beim Kaiser, so ist es doch auch nicht weit davon, und man kann mit dem Duc D'Ormont von ihr sagen, daß sie die einzige ist, welche einen so schwachen Einfluß bei Königen und Ministern besitzt. Ihre Macht, welche sie bis 1811 behauptete, war natürlich auf den Besitz von zwei Dritteln des Grund und Bodens basirt, und gab ihr im Konseil und Kabinet eine gewichtige, ja entscheidende Stimme, und die Mittel, ihre Privilegien zu schützen.

Der Adel bildet hier also den Uebergang von der morgenländischen Sklaverei zur westlichen Freiheit. In seinen deutschen Erbstaaten und in Böhmen gilt der Kaiser im Ganzen als Selbstherrscher, allein während z. B. der Zaar die ersten Familien seines Reiches ihres Ranges und ihrer Güter berauben kann, wird das Haus Oestreich, dessen Gründer nur ein Edelmann war, und das seine Besitzungen nicht durch Eroberung, sondern

durch Verträge und Beihülfe des Adels erworben hat, gewissermaßen von ihm beschränkt. Am deutlichsten sieht man das in Ungarn.

Der gegenwärtigen Ruhe des Kaiserthums sind indessen häufige Revolten vorausgegangen, bei welchen der hohe Adel betheiligt war. Die Namen Waldstein, Schlick, Frangspany sind furchtbare Erinnerungen für das Kaiserhaus. So groß blieb aber doch der Einfluß jener Familien, daß sie ihre Titel und meistens auch ihre Güter behielten, obgleich ihre Häupter den Tod erlitten. Das kluge Benehmen der regierenden Familie hatte sie an die Fahne des Kaiserhauses gefesselt, und ihr mit dem des Hauses Oestreich verbundenes Interesse ist eigentlich die einzige Garantie der verschiedenen Königreiche. Allein seit 1811 ist der Adel zurückgesetzt worden, und die Macht, welche er besaß, ist in M—s Händen. Er allein entscheidet, ob ein Heer nach Neapel, oder an die östliche Grenze geschickt werden soll. Er zeichnet die Bahn der zu befolgenden Politik und bestimmt, welches Ansehen die unteren Behörden im Staate genießen sollen.

Der Adel ist darauf reduzirt, den Putz der Hoffeste abzugeben und als Werkzeug zu dienen, dem Auslande den Pomp des Wiener Hofes zu zeigen. Die Folgen der dem ersten Minister übertragenen Suprematie wurden übrigens nur zu gut empfunden. Kaum hatte M— die Zügel der Gewalt ergriffen, als der ungarische Adel und die Nation ihre Konstitution wieder forderten, welche vielfach vernachlässigt wor-

den war, und sich in eine dem Hofe und M— sehr unangenehme Position setzten.

Während das auf der einen Seite vorging, nahm der böhmische Adel, welcher diesem Beispiel nicht folgen konnte, eine andere Richtung. Er näherte sich einander nach und nach, suchte den Nationalgeist durch alte, ihm zu Gebote stehende Mittel zu heben, wie die Errichtung von Akademieen, Museen, landwirthschaftlichen Instituten. Der Regierung ist natürlich die Tendenz dieser Bestrebungen kein Geheimniß, und sie arbeitet auch mit der ihr eigenen Gewandtheit entgegen.

Von dreihundert Familien, welche ohngefähr die östreichische Oligarchie bilden, haben ohngefähr hundert und zwanzig aus Ergebenheit in den Wunsch des Kaisers, und um den Glanz seiner Residenz zu erhöhen, ihren bleibenden Wohnsitz in Wien aufgeschlagen. Sie können als Repräsentanten des ganzen kaiserlichen Adels gelten. Die vornehmsten sind die fürstlichen Häuser, darunter die Lichtensteine, Schwarzenberge, Lobkowicz, Esterhazy und Czartoryski. Die Häupter oder regierenden Glieder derselben sind Ritter vom goldenen Vließ, haben einen Gerichtshof, einige davon Leibwachen, und alle Hof- und andere Räthe. Um eine Idee von ihren Besitzungen und zahlreichen Vasallen zu geben, welche davon abhängen, reicht es hin zu wissen, daß der Fürst Lichtenstein nicht weniger als siebenmalhundert tausend Unterthanen besitzt, und ein Gebiet von ohngefähr siebenzehnhundert Meilen ihm angehört. Der Fürst Esterhazy, obgleich mit Schulden überladen,

hat doch noch so viel Einkünfte, wie die Könige von Baiern, Sachsen und Würtemberg zusammen genommen.

Die Achtung, welche sie genießen, hält ein **juste milieu** zwischen Fürst und Unterthan, und der Kaiser selbst behandelt sie, vorzüglich wenn sie Ungarn sind, wegen ihres Einflusses auf die Landleute mit einer Delikatesse, die hier besonders auffällt. Nach ihnen kommen die Abkömmlinge von den alten Fürsten- und Grafenhäusern der Ungarn, Böhmen und Oestreicher. Es giebt keine so respektable Aristokratie, wie diese, die englische etwa ausgenommen. Die Namen Zinsky, Bathyani, Nadasdy, Stahremberg, Troua Sternberg und Dietrichstein, sind mit den glänzenden Epochen ihrer Heimath eng verflochten. Es giebt nicht eine alte Familie, welche sich eines ehrenvolleren Ursprunges rühmen könnte, wie der italienische und selbst der französische Adel zum Theil.

Unter den Kuriositäten auf der Mailänder Bibliothek befindet sich auch der Adelsbrief des Duc Galeazzo an die Familie seiner Maitresse, in dem es ausdrücklich heißt, er gebe ihr diese Würde **ob delectationem praecipuam corpori nostro ab illa praestitam etc.**

Papst Sixtus V. erhob seine Schwester, eine Wäscherin, zum Range einer Prinzessin. Am Tage darauf erschien Pasquino mit einem schmutzigen Hemd auf der Bühne. „Warum das?" fragte man. „Wißt Ihr nicht, daß meine Waschfrau eine Prinzessin geworden ist?"

Der Papst wurde über diesen Spott so zornig,

daß er eine hohe Belohnung für den aussetzte, welcher ihm den Urheber angeben werde. Da sich Niemand meldete, wurde ausdrücklich versprochen, es solle ihn keine Leibesstrafe treffen. Die List gelang, der Verfasser kam selbst und bat sich die Belohnung aus. Sie ward ihm auch bezahlt, allein er verlor seine Zunge.

Wie viele französische Familien von den Maitressen der französischen Könige abstammen, ist bekannt. Indessen muß man doch bei dem Rühmen des Oestreichischen Adels nicht vergessen, daß damit hauptsächlich der nationale gemeint ist, und nicht der aus aller Herren Länder dort eingewanderte und zu Ansehen gelangte. Seine Zahl ist sehr groß, und giebt es auch unter ihnen respektable Leute, so ist doch die Masse feil und faul. Wer heute dem, morgen jenem dient, kann auf Ehre und Treue nicht viel halten.

Beharrlichkeit und Festhalten von Grundsätzen verdient überall gerühmt zu werden, wo man es findet, und die Hartnäckigkeit, mit welcher die von Napoleon so gefürchtete Oligarchie den französischen Demagogen widerstrebte, und an ihren Rechten und Prinzipien fest hielt, ist schon des Lobes werth, ungeachtet ihre Anstrengungen nicht mit Erfolg gekrönt wurden. Sie kämpfte mit England für dieselbe Fahne. Was ihr besonders zum Ruhme gereicht, ist, daß die Ehre des Reichs überall anerkannt blieb, so lange ihr Einfluß und Rath beim Herrscher galt.

Es war damals, wo man seine Politik bewunderte, und Bedrückte und Verfolgte in seinen Staaten eine

Zuflucht fanden. Sobald M— an's Ruder kam, gewann Alles eine andere Gestalt. Unabänderlich loyal gegen ihren Souverain, sah dieselbe Oligarchie in der französischen Revolution ein heftiges Anregungsmittel, und dieselben Familien, die funfzehn Jahre früher sich nicht mehr für nobel gehalten, wenn sie ihre Kleider nicht aus Paris kommen ließen, ermuthigen und unterstützen nun den vaterländischen Gewerbfleiß mit patriotischem Eifer.

Die Geringschätzung, mit welcher man sie jetzt ansieht, tragen sie wie unabhängige Leute, die sich ihrer Würde bewußt sind. Urbanität und Höflichkeit nur ist an ihnen zu bemerken. Metternich's Salons werden häufig von ihnen besucht und dann und wann einige bittere Brocken abgerechnet, lassen sie dem Fremdlinge weder Unwillen noch Haß merken. Wer in den Stand der Sachen nicht eingeweiht ist, sollte aus seinen Formen schließen, daß alles in Einigkeit und Herrlichkeit lebe.

Das Benehmen der östreichischen Regierung hat Vorurtheile für Alles erweckt, was den Namen Oestreich führt, und was noch schlimmer ist, hat dahin geführt, Volk und Verwaltung zu verschmelzen. Es ist aber ein so großer Unterschied zwischen dem geschäftigen deutschen Baron, der dem Oestreichischen Premierminister den Hof macht und einem östreichischen Grafen, wie zwischen einem intriguirenden, einem Amte nachlaufenden Engländer, und einem unabhängigen. Die Respektabilität der östreichischen Oligarchie mißt

sich nach der kleinern oder größern Abhängigkeit der Familien von M—s Willen.

Der gesunde Theil der östreichischen Aristokraten ist der nationale Adel. Besitzt er nicht das Bewußtsein seiner Würde, wie z. B. der ungarische und englische. Sieht man ihm etwas Linkisches an und eine gewisse Schüchternheit, so muß das auf Rechnung des drückenden Systems der Regierung geschoben werden, das auf ihm lastet, und ihm nicht erlaubt, seine Rechte geltend zu machen; er ist aber weit gebildeter und viel weniger frivol, wie z. B. der französische. Prinz Schwarzenberg ward 1811 aus Paris gerufen, um an die Spitze des Heeres zu treten und kommandirte zuletzt ruhmvoll die verbündeten Truppen. Die Lichtensteine, Bubna, Nostitz, Colloredo, Schanfields u. a. handelten nicht minder tapfer und ehrenvoll.

Bekannt ist, daß die Franzosen, indem sie die östr. Regierung schwächten, gleichzeitig die Menschlichkeit der Oberbefehlshaber des östr. Heeres rühmten, als Nothwendigkeit sie zwang, in den eroberten Provinzen Frankreichs und Italiens Kontributionen einzutreiben. — In England ist es ein Leichtes, von Freiheit und Unterdrückung zu sprechen; könnte man sich aber eine Vorstellung davon machen, wie es hier zugeht, so würde man staunen und einen Adel bewundern, der auch unter solchen Verhältnissen noch Recht und Ehrgefühl bewahrt, und sich halb offen halb schweigend seiner Entwürdigung widersetzt.

Es wird schwerlich eine Monarchie geben, wo die

Souveraine für Kunst und Wissenschaft weniger thaten, und der Adel sich ihrer mehr annahm. Ich lasse mir nicht einfallen, behaupten zu wollen, daß jeder Edelmann ein Göthe, Winckelmann oder Böttiger sei, allein ich behaupte, daß es bei keinem andern Adel solche Museen und Gallerien giebt, wie man sie in den Palästen des östreichischen Adels findet. Die Gemäldesammlungen der Lichtensteine, Esterhazy, Lambert und Schwarzenberg sind unter die kostbarsten zu zählen.

Die östreichische Artillerie wird für die beste in der Welt gehalten; ihre Offiziere sind höchst unterrichtet, und genießen eines guten Rufes. Ihre Vervollkommnung dankt diese Waffe einem Lichtenstein, der auf seine Kosten eine Reform unternahm und durchführte. Er gründete Artillerieschulen, und lieferte den Schülern Bücher und Instrumente. Die Familie Schwarzenberg hat eine Kunst= und Gewerbschule in ihrem Herzogthume Krumen in Böhmen errichtet, und unterhält sie mit königlicher Liberalität. Das vom Grafen Testelitz gegründete Institut, von dem ich weiter unten reden werde, ist noch wichtiger. Das Gute, was die Sternberge, Kollowrat, Dietrichsteine und Buquois gewirkt haben und noch wirken, ist bekannt. Die Kreise dieser Art Familien liefern ein Bild mit dem der Kaiserlichen, selbst in Wien, wo alles noch zugeht wie zu Leopold's I. Zeit, ausgenommen, daß man mehr Pomp entwickelt, und die Prinzessinnen mehr Schmuck und Diamanten tragen. Man bemerkt darin eine reizende Verschmelzung der alten und neuen Zeit, und eben so viel Majestät wie Urbanität. Das Leben der großen

Welt hat aber in Oestreich doch ein minder glänzendes Ansehen wie in Frankreich. Seine Beständigkeit hat dem Adel trotz aller Unglücksfälle sein Vermögen erhalten, während der französische und der übrige deutsche Adel mehr oder minder verarmt ist.

Französisch ist immer noch die Favoritsprache, weniger aus Geringschätzung des deutschen Idioms, als wegen des Bedürfnisses einer Sprache, welche der Dienerschaft unbekannt ist, und sie hindert, das Gehörte an die geheime Polizei zu verrathen. Französische Sitte und Mode hat jedoch in Wien an ihrem Ansehen sehr verloren, obgleich ihr Einfluß noch immer bemerklich bleibt.

Die adelige Jugend wird in der Regel im elterlichen Hause erzogen. Jede Familie hat ihren Gouverneur, welcher ein studirter Mann ist und entweder dem Advokaten- oder dem Geistlichen Stande angehört. Ihm ist die Aufsicht über die Erziehung der Kinder übertragen. Während die Töchter im Schreiben, in der Musik, im Zeichnen und Tanzen Unterricht erhalten, wird den Söhnen Latein und alles gelehrt was eine ausgezeichnete Bildung erwerben helfen kann. Ihre Lehrer sind fast sämmtlich Professoren. Alle halbe Jahre werden die jungen Leute durch von der Regierung ernannte Professoren examinirt und schreiten dann zu höheren Studien fort.

Auch die philosophischen Studien der jungen Leute werden im Hause und auf dieselbe Art gemacht, wie die andern. Obgleich jene Gouverneurs nicht immer

in allen dem erfahren und bewandert sind, was ihre Zöglinge betreiben, sind es doch im allgemeinen Leute von ausgezeichneten Fähigkeiten; ihr Glück hängt in der Regel von den Fortschritten ihrer Schüler ab. Da diese nicht blos genöthigt sind, ihre Lektionen auswendig zu lernen und sich außerdem beständig in Gesellschaft mit gebildeten Leuten befinden, so erhalten sie eine weit höhere Ausbildung, wie die Jugend anderer Stände.

In einer hochadeligen Familie steht man früh auf, wenn nicht etwa die Nacht auf einem Balle, oder bei einer andern Festlichkeit verbracht worden ist. Eine Tasse Kaffee und ein kleines Weißbrot machen das, gewöhnlich gemeinschaftlich eingenommene Frühstück aus. Die Kinder frühstücken mit ihrem Gouverneur. Das Familienhaupt verbringt dann einige Stunden mit seinem Anwalt, Rath oder Domainenverwalter über den eigenen Angelegenheiten, lies't dann die englischen, französischen und deutschen Journale. Die Frau vom Hause beschäftigt sich indessen in ihren Gemächern mit häuslichen Angelegenheiten, mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, Malen und der Toilette.

Um Mittag beginnen die Besuche, welche gewöhnlich nur von den Damen gemacht und angenommen werden. Die Gemächer der Gatten sind getrennt, beide haben besondere Equipagen.

Um zwei Uhr fährt die Dame in Gesellschaft ihres Gemahls oder ihrer Ehrendame in den Hofgarten, Prater, oder auf das Glacis. Um drei Uhr wird

en famille gespeißt; die Kinder speisen nur des Sonntags mit am elterlichen Tische. Nach aufgehobener Tafel wird gewöhnlich eine Promenade gemacht; um sechs wird Thee getrunken, oder sonst eine Erfrischung genossen, und Theater oder Gesellschaft schließen den Tag, jedoch nicht, ohne daß vorher eine neue Toilette gemacht worden.

Ist Gala bei Hofe, oder große Gesellschaft, so wird die gewöhnlichste Lebensordnung gestört. Indessen finden auch die großen Diners gewöhnlich um drei Uhr Statt, und die Einladungen erfolgen durch Karten, die je nach dem Range, acht oder zwei Tage vorher, ausgesendet werden.

Macht man einem hohen Adeligen seinen Besuch, so klingelt der Schweizer dreimal für einen Prinzen, zweimal für einen Grafen oder Baron, einmal für jeden andern Edelmann. Auf der Treppe wird man von zwei reichgekleideten Livreejägern empfangen, welche die Thüren öffnen, und dem Besuchenden den Hut abnehmen, ihn durch eine Reihe glänzender Gemächer zum Boudoir der Gebieterin führen, und ihn hier mit Titel und Namen anmelden.

Die Dame bleibt sitzen und begnügt sich mit den Worten, Sie sind willkommen und einer Verbeugung zu grüßen. Genauern Bekannten ist es erlaubt, ihr die Hand zu küssen. Man mischt sich dann in die allgemeine Unterhaltung.

Zur bestimmten Stunde meldet der Haushofmeister, daß die Tafel serviret sei. Gewöhnlich besteht die

Tafel aus einer gleichen Anzahl Personen beider Geschlechter, jeder Herr bietet einer Dame den Arm, und führt sie in den Speisesaal. Der Gäste können zwölf, zwanzig, vierzig sein, nur niemals dreizehn. Die Frau vom Hause nimmt dann den Ehrenplatz ein, die Plätze der Gäste sind so geordnet, daß immer eine Dame zwischen zwei Herren kommt. Der Gänge sind gewöhnlich drei. Der erste besteht aus roth Wildpret mit mehrern Beiessen, dann kommt Rindfleisch und Fricassé, Pudding und Fische. Der zweite Gang bringt Fasan, Rehbraten, gebratene Hühner; das Dessert bildet den dritten.

Es gehört zu dem guten Ton, rasch zu speisen, und die zwölf bis funfzehn Schüsseln, aus denen die drei Gänge bestehn, verschwinden in Zeit von drei Viertelstunden. Die Weine sind trefflich und der Gast hat zu wählen; er bestellt bei dem Bedienten gleich Anfangs was er wünscht. Das gewöhnliche Getränk ist ein leichter Rhein- oder Ungar-Wein mit Wasser. Nach dem Rindfleisch wird ein Glas Malaga herumgereicht. Beim zweiten Gange werden alte Weine Johannisberger, Rüdesheimer, Steinwein aufgetragen. Mit dem dritten Gange kommt ein großes Glas Champagner, und den Beschluß macht Tokayer. Gesundheiten ausbringen, ist nicht üblich, ausgenommen bei öffentlichen Festlichkeiten.

Nachdem abgespeist ist, was nicht länger wie eine Stunde dauert, erhebt sich die Gesellschaft, jedermann macht der Hausfrau sein Kompliment, und führt seine

Dame in den Saal, wo der Kaffee servirt wird, und Triester und italienischer Likör. Die Damen allein sitzen. Es wird ein Viertelstündchen geplaudert und wer nicht für den Abend eingeladen ist, macht sich inkognito fort, ohne irgend Jemand zum Abschiede zu begrüßen.

Wird man für den ganzen Tag eingeladen, so folgt dem Diner eine Promenade im Prater. Ist man im Fiacker gekommen, so wird dieser an der Thür gelassen und man steigt in den Wagen des Wirthes, der hinter dem seiner Gemahlin herfährt. Ist es Sonntag, so ist man genöthigt, gleichviel in welcher Gegend der Stadt man gespeist hat, nach dem Graben oder der Stephanskirche zu fahren, um sich der Wagenreihe anzuschließen, welche von da sich durch den Prater und in die Stadt zieht. Es ist unmöglich und gegen die bestehende Ordnung, sich aus dieser Linie zu begeben, die anderthalb Stunden lang ist. Die kaiserliche Familie selbst ist genöthigt, Reihe und Glied zu halten, so daß sie vielleicht hinter einem Fiakker oder dem Kabriolett eines Bürgers herfährt, der Mundvorrath für den ganzen Tag bei sich führt.

Man kann sich kaum eine buntere Szene vorstellen. Gleich nach der prächtigen Karrosse der Kaiserin kommt ein Zieselwagen, ein Fuhrwerk, dessen sich die unteren Klassen hier bedienen. Gewöhnlich sitzen wunderliche Gestalten darauf, und das Ding gewinnt ein noch komischeres Ansehen durch die Menge Schinken, Flaschen und andern Proviant, mit welchem der Wa-

gen außerdem beladen ist. Darauf folgt wieder die leichte Kalesche oder der elegante Phaeton eines ungarischen Edelmanns, mit seinen reich gekleideten Leibhusaren oder Jägern.

Hinter dem Kaiser, der in seiner unscheinbaren Kalesche mit dem Oberkammerherrn Wrbna fährt, kommt vielleicht die Karosse eines fremden Botschafters, und hinter ihr ein reicher Muselmann mit seiner Gravität und seinen maurischen Sclaven; kurz der Anblick all' dieser Fuhrwerke gewährt ein Schauspiel, das vielleicht nicht seines Gleichen hat. Die beiden Hauptalleen rechts und links sind mit Reitern angefüllt, unter denen man den Ungar an seiner noblen Haltung und der Ueberlegenheit erkennt, mit der er sein Roß regiert. In den andern Alleen ist Alles voll Bürgersleute, Unteroffiziere und Handwerker, die hier erst auf der Promenade sich Appetit zu der Mahlzeit sammeln, die sie daselbst einzunehmen denken.

Gleichgültig gegen die Plaisanterien der Elegants, ja gegen die Anwesenheit des Kaisers selbst, der einen gewissen Stolz darein setzt, sich hier familiär mit seinen Unterthanen zu benehmen; lagern sie sich in's Gras, und verzehren lustig, was sie mitgebracht haben, als wenn sie seit zwei Tagen hätten hungern müssen.

Nach allen Richtungen sind schöne Alleen angelegt, Restaurateurs giebt es in Menge, wandernde Musikanten beleben und erheitern die Szenen; verliebte Paare suchen da und dort abgelegenere Stellen, um sich unbemerkt die Leiden und Freuden der letzten acht

Tage erzählen zu können, und dem Auge der Menge zu entgehen, die das schöne Wetter und die Anwesenheit des geliebten Kaisers hier zusammengeführt hat.

Von dieser Promenade kehrt man mit seinem Bewirther um sechs Uhr zurück, und bei ihm angekommen, läßt man sich von dem harrenden Fiacker nach Hause fahren, wenn man keine eigene Equipage hat.

Die Stunden von sieben bis acht werden mit der Toilette zum Balle verbracht, die in schwarzem Frack, seidenen Beinkleidern und Strümpfen von derselben Farbe, und Saffianschuhen mit kleinen Goldschnallen besteht. Nach acht Uhr kehrt man in das Haus zurück, wo man gespeist hat, und wird auf dieselbe Weise angemeldet wie früh. Am Fuße der Treppe stehen zwei Diener mit Fackeln, die ihr Licht mit dem einer großen Laterne vereinigen. Im Vorzimmer läßt man Hut und Mantel, und bekommt dafür eine Nummer. Abermals wandert man durch die hellen Gemächer zum Boudoir der Frau vom Hause, wo schon ein Theil der Gäste anwesend ist. Zeitig zu kommen gehört indessen nicht zum guten Ton, sondern eher das Gegentheil. Die Zahl der Tänzer und Tänzerinnen beläuft sich auf dreißig oder vierzig Paar; der bejahrtere Theil der Gesellschaft spielt Whist oder L'hombre in den anstoßenden Zimmern.

Erfrischungen, besonders aus Früchten bereitet, werden herumgereicht, und hat man etwa eine Viertelstunde hier zugebracht, so öffnen sich die Pforten des Tanzsaales. Blendender Lichterglanz und brausende

Akkorde berühren Auge und Ohr und der Tanz beginnt. Jedes Paar hat sich schon vorher engagirt. Ist man fremd, so wählt die Dame vom Hause unter Zuziehung des Ballmarschall die Tänzerin. Gewöhnlich hat der Tanzlehrer der Familie jene Funktion zu vollziehen.

Die Paare begeben sich also in den glänzend erleuchteten Ballsaal. Das funfzehn bis zwanzig Mann starke Orchester befindet sich auf einer Gallerie, und der Ball wird mit einer Polonaise eröffnet; dieser folgt der Cotillon, der zweimal wiederholt wird. Es war auf einem Ball beim Grafen F—n, wo ich zum ersten Male den sogenannten Ketten-Tanz aufführen sah. Das Orchester gibt dazu mit drei starken Akkorden das Signal. Hierauf ertönen Kastagnetten und Händegeklatsch, die Chaine bildet sich, macht mehrere Touren und trennt sich nur, wenn die Herren ihren Damen gegenüber stehen. Ein erneutes Klatschen Stampfen mit den Füßen, verbunden mit einem neuen Signale vom Orchester, verändert den Tanz in einen langsamen Walzer, der lebhafter und lebhafter wird und zuletzt mit einer Allemande oder einer andern Tour schließt. Alles wurde mit einer solchen Grazie und eleganten Leichtigkeit ausgeführt, daß ich mich keines reizendern Tableaus entsinnen kann. Der Ball wird unter Wechseln der Tänze fortgeführt.

In den Gemächern zwischen Ballsaal und Boudoir stehen die Spieltische; in den Nebenzimmern sind schön geschmückte Büffets, wo die leckersten Erfrischun-

gen zu haben sind. Um Mitternacht wird das Souper servirt. Die Damen werden von ihren Tänzern in den Speisesaal geleitet, wo ihre Plätze durch Karten bezeichnet sind. Um ein Uhr geht der Tanz von Neuem an, und dauert bis drei, wo sich Einzelne zurückziehen. Die vertrauteren Hausfreunde bleiben gewöhnlich eine Stunde länger.

Angenehmer, wie in einem Privatzirkel, kann man seine Zeit nicht zubringen. Man kommt um sechs, nach dem Thee, zusammen, es werden Erfrischungen, Ananas, Weintrauben, aufgetragen, Spielpartieen werden arrangirt. Ein Musikchor führt unterdessen beliebte Piecen auf, und sind Töchter im Hause, so wird auch wohl ein Tänzchen gemacht. Jedes angesehene Haus hat nicht nur seinen eigenen Musiklehrer, sondern auch einige Bediente, welche zugleich gute Musikanten sind. Die Zimmer sind parketirt und gewichst und gefirnißt, also zum Tanz jeden Augenblick bereit. In solchen Abendgesellschaften glänzt der liebenswürdige Charakter der höhern Klassen am meisten.

Behaglichkeit, Bescheidenheit, Einfachheit, wahrer Adel, äußerer und innerer, welche in diesen Zirkeln herrschen, beweisen, daß die, welche sie beseelen, mehr wie andere Völker die Freuden des geselligen Lebens verdienen. Alles wird angewendet, sich seinen Gästen angenehm zu machen und man kann sich nirgends wohler befinden, wie in einem solchen Kreise, besonders wie sie von ungarischen Familien arrangirt werden. Mißtrauen und Besorgniß sind hier verbannt. Der

Ungar weiß genau, was ihm gebührt, was er ist; er fühlt, daß seine uralten, ihm von der Konstitution seines Vaterlandes gesicherten Rechte und Freiheiten nicht blos auf dem Pergamente existiren, sondern im Herzen von zehn Millionen Menschen leben.

Bei Tafel verbreitet sich die Konversation über alle Arten politischer Angelegenheiten; man erzählt Anekdoten und nimmt sogar die Chronique skandaleuse vor, besonders wenn sie etwas über Hochgestellte zu erzählen hat. Hier wird es mit weniger Rücksicht behandelt, wie irgendwo anders. Die Anekdoten sind meistens ungarischen Ursprungs. Der noble, offene und generöse Charakter der Ungarn, der so interessant und noch so wenig gekannt ist, läßt sie, wie die Irländer, häufige Unvorsichtigkeiten begehen. Von vielen will ich hier auch eine mittheilen.

Ein Ungar wollte des Anblickes von Wien vom Thurme der Stephanskirche aus genießen. Siebenhundert Stufen führen auf seinen Gipfel und die zweite Gallerie. Der Wächter war gerade nicht selbst zu Hause, und seine Frau, die sich in gesegneten Leibesumständen befand, bat den Fremden, die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. — „Wie lange wird es dauern?“ fragte der Ungar in sehr unverständlichem Deutsch, und sah dabei die Frau mit einem bedeutungsvollen Blicke an. Diese glaubte, er beziehe seine Frage auf ihre Verhältnisse und entgegnete: „fünf Tage.“ — „Fünf Tage! rief der Ungar; in fünf Tagen muß ich in Ketschemet sein! „damit ergriff er die

Flucht, und war seelenvergnügt, seine Zeit besser anwenden zu können.

Mein Wirth, ein edler Ungar, nahm dergleichen Geschichten mit der besten Manier auf, endlich sprach er in halb launiger, halb ernster Weise dazwischen: Was ist da auch zu wundern, daß wir nicht sind, was wir sein sollen? Es kann ja kaum anders sein. Auf einer Seite haben wir die Türken, auf der andern die Oestreicher, und mein Landsmann hatte Recht, nicht vom Thurme herab zu sehen.

Alles nahm diese Aeußerungen gut auf, einen ungarischen Obersten ausgenommen, der ex officio die Nase rümpfen zu müssen glaubte. Was schiert sich aber darum ein Ungar! Ich erlebte im Hotel zum Schwan, wo ich wohnte, ein Beispiel davon.

Wir nahmen täglich das in Wien gewöhnliche, derbe Frühstück im Speisesaale ein. Hier traten eines Morgens drei Ungarn in ihrer Nationaltracht ein, legten Säbel und Kalpak zur Seite und verlangten ein halb Dutzend östreichischen, und drei Flaschen Rhein-Wein. Der zwar etwas überraschte Wirth, gehorchte indessen mit östreichischer Dienstfertigkeit. — Ein Kühlbecken! kommandirte hierauf der älteste der Kavaliere.

Nachdem auch das zur Stelle geschafft worden war, erhielt der Wirth die Weisung, die sechs Flaschen Oestreicher hineinzugießen, und den Rheinwein in dem Wasser abzukühlen.

„Aber Ew. Gnaden,“ — wendete zitternd der

Wirth ein; „'s ist ja kein Wasser, sondern der beste Bisamberger Elfer."

„Ei, thut, was ich sage!" sprach der Ungar, auf den aller Augen gerichtet waren, denn es will schon was sagen, in einem der ersten östreichischen Hotels eine solche Geringschätzung der Oestreicher an den Tag zu legen. Bald darauf kamen noch drei Ungarn dazu, und folgende Toaste wurden ausgebracht: Marie Theresie! rief einer; vivat! die andern. — Unser Konstitutioneller König! — der Konstitutionelle! wiederholten alle in feierlichem Chor. Kein Lächeln schwebte um ihre Lippen, kein Blick wurde den übrigen Anwesenden zugewendet. Es sah aus, als wären sie ganz allein in dem weiten Saale. Schweigend zahlten sie ihre Zeche und ließen die sechs Flaschen im Becken. Mit so festen Schritten, daß die Fenster zitterten, gingen sie dann ihres Wegs.

In den Kreisen des hohen Adels und der reichen Bankiers genießt man einer gewissen Freiheit über politische Gegenstände zu sprechen, und ausländische Zeitungen, so wie verbotene Bücher zu lesen. Liberale Vereine, wie in Paris z. B. giebt es hier nicht, ausgenommen in den höchsten Familien; allein nur die vertrautesten Freunde finden bei ihren Versammlungen Zutritt. Bei einem Diner, einem Ball oder einer Spielpartie verlieren sich unbemerkt einige Anwesende, und finden sich in einem Nebenzimmer zusammen, um gemeinschaftlich ein aus London oder Paris angelangtes Schreiben zu lesen, das aber nicht

etwa die Post, sondern eine außerordentliche Gelegenheit mitbrachte. Unter solchen Deckmänteln einigt man sich in Oestreich über Pläne und Maßregeln, und wird dazu von der Regierung genöthigt, die weit entfernt Cäsar zu gleichen, doch seinen Prinzipien folgt und meint, so lange ihre Unterthanen tanzen und singen, sei nichts von ihnen zu befürchten.

Siebentes Kapitel.

Beamte — untere Klassen — Wien, in Bezug des Baustyles seiner Gebäude — vom Kultus — Wiener Bräuche — öffentliche Anstalten — Gesetzbuch — Medizin — Schriftsteller — Zeitungen — Grillparzer — östreichische Censur — Theater — Allgemeines.

In Europa giebt es keine unpopuläreren Beamten, und Volk und Beamte sind sich nirgends fremder, wie hier. In keinem Staate wird man einen Stand in so beschränkten Umständen finden, wie den der öffentlichen Beamten in Wien. Im Mittelpunkte des Vergnügens und der Fröhlichkeit sitzen sie beständig in ihren Büreaux, und stehen unter fortwährend strenger Aufsicht.

Wien ist der Sitz der Ministerien und höchsten kaiserlichen Behörden, bei denen sich Hunderte von Räthen und Tausende unterer Beamten angestellt befinden. Ein Hofrath ist schon ein wichtiges Thier; wie man's nennt, besitzt er das Referat einiger Pro-

vinzen und den Rang eines Generalmajors; er bezieht fünf bis sechs Tausend Gulden Gehalt, in Oestreich ein ansehnliches Geld. Dafür muß er aber auf den Besuch von Gesellschaften Verzicht leisten, ist er nicht zufällig aus einer vornehmen adeligen Familie, oder liegt ihm nichts an seiner höhern Beförderung. Nicht Mangel an Vermögen verdammt ihn dazu, sondern die Prinzipien der Regierung. Sieht man ihn in der Welt und bei den Lustbarkeiten der Menge, so wird er nicht befördert. „Ich brauche arbeitsame Leute, die sich der Geschäfte ernstlich annehmen, wenn ich sie zu kaiserlichen Räthen machen soll," äußerte Jemand, als man den Baron W...n, einen jungen lebenslustigen aber talentvollen Mann, zu einem solchen Posten vorschlug. Andere ließen sich das nicht zweimal sagen.

Der nun verstorbene G..z, Verfasser der Manifeste des Kongresses und vieler witziger Artikel des östreichischen Beobachters, wurde auch zum Staatsrath vorgeschlagen und selbst von M— empfohlen. „Er hält sich eine Maitresse und hat drei Kinder mit ihr," hieß es, und alle Mühe zu seinen Gunsten war verloren. Ein solcher Rath, der gleich nach den Ministern kommt, ist in Gesellschaft nirgends anzutreffen; seine Erhebung ist eine Folge dieser Entsagung alles Umganges mit der genießenden Welt.

Der Kaiser empfängt ausführliche Rapporte über Alles, was die persönlichen Verhältnisse der Regierungsbeamten angeht, und diese können nicht das Mindeste

ohne Wissen der geheimen Polizei unternehmen. Während Hoch und Niedrig zum Genusse und zur Verschwendung ermuntert werden, wird von den Angestellten die strengste Pflichterfüllung gefordert. Prinz R......y hatte ein verliebtes Verhältniß mit der Tochter des kaiserlichen Raths S...r angeknüpft, das sich indessen kaum weiter, als auf gewechselte Blicke erstreckte. Das Mädchen wurde aber ganz liebeskrank darüber.

Sobald der Kaiser davon hörte, ließ er den Prinzen kommen und sagte ihm in ernstem Tone: „es ist gut für Sie, zu erfahren, daß die Töchter meiner Räthe nicht zum Ziele Ihrer Galanterien gemacht sind. Wien bietet genug, um Ihre Lust zu büßen." Der Prinz mußte ein Bußgeld von funfzehntausend Gulden bezahlen.

Noch viel strenger ist der Kaiser mit Soldaten. So widerlich der Hochmuth der preuß. Militärs allen denen ist, welche den gebildeten Menschen ungern am Wehrstande vermissen; so viel unangenehmer berührt sie die Lage der östreichischen Militärs. Die Offiziere legen eine Unterwürfigkeit mit an den Tag, die an Knechtschaft erinnert; es kann in Wien nichts Demüthigeres geben. Sogar die Ungarn sind genöthigt, ihrem angestammten Stolze zu entsagen.

Der Sold eines Offiziers ist ungemein klein, und besitzt er kein eigenes Vermögen, so ist es unmöglich, anständig damit auszukommen, und er muß sich jedes Vergnügen versagen. Um diesen unzureichenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, wird seine Wohnung von den Regierungsbeamten auf die Hälfte ihres Werthes

gewürdigt, und der Vermiether nimmt ihn murrend ein. Im Theater und bei andern öffentlichen Lustbarkeiten, erhält er für ein Drittheil des Preises Zutritt, allein als ob alles das ihn noch nicht genug herabsetzte, erhält er auch noch Feuerholz und ein halbes Brot, das kein englisches Pferd fressen würde, so schlecht ist es, und der Fleischer muß ihm zum halben Preise Fleisch liefern.

Gewöhnlich besteht die Wiener Garnison aus zwölf Tausend Mann, nämlich zwei Regimentern Fußvolk, einem Regimente Dragoner, sechs Bataillonen Grenadiere und einem Artillerieregimente. Die Grenadiere, Ungarn, mit Pelzmützen, weissen Röcken, blauen gestickten Beinkleidern, haben von allen diesen Truppen die beste Haltung. Mit Ausnahme der englischen Fußgarden, und seitdem die französische Kaisergarde bei Waterloo aufgehört hat zu existiren, giebt es in ganz Europa keine schönern Soldaten, wie jene Grenadiere. Die russischen und preußischen können gar nicht damit verglichen werden.

Die Infanterie ist erbärmlich uniformirt; die Dragoner, im Ganzen schöne Leute, sind einfach aber elegant ausgerüstet. Das Kasket und die übrige Bekleidung sammt den großen Stiefeln, sehen gut aus, und der breite Säbel und lange Karabiner, mit denen sie ausgerüstet sind, taugen zehnmal mehr, wie der ganze Firlefanz, welchen die ungarischen Husaren zur Schau stellen. Mißfälliger, wie die Uniformirung der Artillerie, kann man sich nichts vorstellen. Ihre Kleidung von melirtem Tuche, und die aufgeschlagenen Hüte,

sehen eher wie die Livree eines Landedelmanns, als wie die Uniform der besten Truppe im Heere aus. So gute Musiker, wie die bei diesem Korps, findet man aber schwerlich irgendwo. Ihre Musikstücke sind reizend und vermögen zu begeistern. „Wenn ich gute Musik hören will,“ sagte Professor W...., als er in Berlin einer Vorstellung der Vestalin beiwohnte, „so muß ich nur nach Oestreich gehn. Einer der dort gewöhnlichen Regimentsmärsche ist mehr werth, wie die ganze Oper.“

Der Volkscharakter im Ganzen hat sich seit sechszehn Jahren auf eine traurige Weise umgestaltet. Die Wiener waren als indifferente, sinnliche Leute bekannt, die nur an ihre Praterfahrt und die Schinken und Flaschen dachten, die sie in ihren Zieselwagen mit dahin nähmen. Ihre Rechtschaffenheit, Sanftmuth und Aufrichtigkeit war sprüchwörtlich geworden. Napoleon sogar traute ihnen, und ließ ihnen Waffen und Arsenale. Allein seit 1811 haben es die zehn Tausend geheimen Kundschafter schon recht weit mit ihnen gebracht auf dem Wege der Demoralisation. Diese Bande, aus kleinen Krämern, Handwerkern, Bedienten und Freudenmädchen geworben, hat die umfassendsten Verbindungen, und man kann in Wien kaum ein Wort sagen, was sie nicht hören. Alle Vorsicht wegen dieser Pest ist vergebens. Selbst wenn man eigene Dienerschaft mitbringt, in Zeit von vierzehn Tagen ist sie gewonnen und macht den Verräther, sind es nicht Engländer oder sonst Leute, welche einen gewissen Stolz

besitzen, und mit Geringschätzung auf die Oestreicher herabsehn.

Vom Charakter der Wiener, der durch solche Einflüsse modifizirt wird, kann man sich hiernach eine Vorstellung machen. Da man Sorge getragen hat, ihre Aufmerksamkeit von allen ernsten Betrachtungen zu entfernen, so nimmt der Prater, das Glacis, Kaffeehaus und Leopoldstädter Theater alle ihre Wünsche in Anspruch. Um jeden Preis suchen sie hier ihre Genüsse, und können sie es auf ehrlichem Wege nicht dahin bringen, so lassen sie sich in die Bande der zehn Tausend anwerben, und nehmen wöchentlich ihren Dukaten.

So stolz ein Franzos darauf ist, in Paris geboren zu sein, und sich eine Ehre daraus macht, im Auslande für einen Pariser zu gelten, so wenig geschmeichelt würde sich ein Ungar, Böhme oder Pole finden, für ein Wiener Früchtchen gehalten zu werden, die selbst in Oestreich für das Nonplusultra von Frivolität, Thorheit und Fresserei gelten. Wir wollen indessen gerecht sein, sie sind zu dem gemacht worden, was sie sind; vom alten Wiener ist noch ein gutes Herz, große Gastfreiheit und respektvolle Höflichkeit übrig; der Wiener fühlt sich sehr geehrt, wenn man seine Einladungen annimmt. Ich bitt' Ew. Gnaden, unsre Plätze zu benutzen, sagte ein wohlgekleideter Mann zu mir, der mit seiner Frau im Parterre saß, und uns englisch sprechen hörte. Als wir erwiderten, mit einer Loge versehen zu sein, versuchte er, uns zum Diner zu sich einzuladen, „denn englische Gesellschaft gehe

ihm über Alles." Das Volk giebt sich im Ganzen, wie es ist, und man findet weder sogenannten gesunden Verstand, noch Sinn für ernste Unterhaltung bei ihm. Seine Fehler sind die verzogener Kinder, die eine selbstsüchtige Vormundschaft absichtlich unbekannt mit ihren Rechten läßt.

Als Stadt betrachtet gleicht Wien weder dem ungeheuren London, noch dem stolzen Paris; es ist weder so elegant, wie Berlin, noch so prächtig, wie Petersburg. Es bildet eine plumpe Masse gleichsam das Symbol der Verwaltung, deren Sitz es ist, und zugleich die Residenz einer mächtigen Oligarchie. An Glanz steht es unter Venedig, an Schönheit unter Mailand; unter Prag und Baden in Hinsicht seiner malerischen Lage.

Wien hat sich nach und nach, ohne Beihilfe der Regierung, gebildet; erst der regierende Kaiser hat darauf hingearbeitet, seiner Residenz ein gleichförmigeres Ansehen zu geben. Er hatte den glücklichen Einfall, die Boutiken zu kaufen, welche die Kathedrale umstanden, und sie abtragen zu lassen. Die Neubauten, welche er hat ausführen lassen, wie z. B. die neue Bank, der Triumphbogen, entbehren jedoch alles großartigen und freien Charakters. Mehr Geschmack und Festigkeit hätten Wien ein ganz neues Ansehen geben können, und besser für die Sicherheit Fremder zu sorgen vermocht, denn wehe dem Fußgänger in dieser Stadt! Dergleichen Neuerungen wären freilich den alten Privilegien der City entgegen, allein da man sich sonst nicht scheut, in wichtigen Fällen einen Schnitt

in's Fleisch zu thun, so hätte man um des Allgemeinen willen, jene Privilegien wohl ein wenig schmälern können.

Die hundert und zehn Straßen, welche Wien innerhalb eines Umkreises von fünf Stunden nach allen Richtungen durchkreuzen, sind meistens eng und krumm, allein ziemlich gut gepflastert und mit Palästen und gewaltigen Gebäuden eingefaßt, deren Höhe und Größe ihres Gleichen sucht.

Der Palast des Grafen Stahremberg, den diese Familie vom Kaiser zur Belohnung für die tapfere Vertheidigung Wien's durch einen ihrer Vorfahren, erhielt, wird von zweitausend Menschen bewohnt. Der Palast des Erzherzogs Karl, der fürstl. Lichtensteinsche u. a. m. sind viel größer, als es für sie und ihre Suite nöthig wäre. Ueberall begegnet das Auge dem großen Palaste eines adeligen Hauses, und da die bürgerlichen Häuser eben so hoch sind, so bildet das Ganze eine ungeheure Masse, nur hie und da von Räumen unterbrochen, die man Plätze nennt.

Der Josephsplatz ist der schönste davon, der Graben der lustigste. In welcher Stadtgegend man sich befindet, der Stephansthurm dient dem Fußgänger als Wegweiser durch das Straßenlabyrinth. Die Kirche gleiches Namens, welche 1171 erbaut wurde, ist das größte Denkmal gothischer Baukunst, welches existirt, und in dem der damals moderne maurische Styl im Einzelnen sichtbar ist. Der Straßburger Münster ist höher, der Mailänder nobler und schöner, aber der Wiener imposanter. Mit Ehrfurcht betrachtet das

Auge die Bogengewölbe, welche den Dom stützen und sich zu außerordentlicher Höhe erheben. Gleichwohl ist im Innern alles düster und trübe. Der kaum durch die gemalten Fenster dringende Tag erlaubt auch kaum die Gegenstände zu unterscheiden. Es ist dies ein treffendes Bild jener dunkeln Zeiten, in denen dieser Tempel entstand, wo die Herrlichkeit Gottes nur durch den römischen Bischof und seine Priester erkannt wurde. Als ich dies Gotteshaus besuchte, waren an den äußeren Thoren päpstliche Bullen angeschlagen, welche Ablaß während vierzig Tagen allen denen versprachen, die dem Gottesdienst in Maria Steiger beiwohnen würden.

Hat auch diese Kirche den höchsten Rang unter den vierzehn Hauptkirchen, so ist doch die der Augustiner-Mönche die sogenannte kaiserliche, und hier werden die einbalsamirten Herzen der kaiserlichen Familienglieder verwahrt, auch das Mausoleum der Erzherzogin Christine befindet sich hier. Wenn man hier einem Hochamte beiwohnt, wo die vortreffliche Kirchenmusik in Wien mitwirkt, kann man sich besser wie bei jeder andern Gelegenheit eine Idee vom Katholizismus und dem hiesigen Kultus dieser Religion machen.

Während die Hauptzeremonie am Hauptaltare vor sich geht, kündigen fünf oder sechs Klingeln nach einander in den verschiedenen Seitenkapellen an, daß eben so viele Priester von einer Menge knieender Gläubigen umgeben, die heilige Messe halten. Der Geistliche, welcher die Sache am schnellsten abmacht, und nicht mehr wie zehn bis zwölf Minuten braucht, kann auf

das zahlreichste Auditorium rechnen. Die Betstühle, welche sich an beiden Seiten des Kirchenschiffs befinden, werden von der vornehmen Welt eingenommen, den Raum dazwischen füllen die Wiener Elegants, die darin hin und her wandeln und die Damen lorgnettiren, während sie sich laut unterhalten. Es ist hier ein Lärm, der nichts weniger wie andächtige Gedanken begünstigt, und nur vom melodiösen Geräusch der Musik unterbrochen wird. Sobald diese aufhört, verläuft sich die Menge, und überläßt dem Priester, seine Zeremonie allein zu vollziehen. Beginnt die Predigt, so sind vom ganzen Haufen kaum zwanzig oder dreißig Personen geblieben.

Ein geistliches Konzert in den Argylorooms oder selbst in Coventgarden, ist besser geeignet, Andacht zu erwecken, wie diese Art Gottesdienst. Man muß indessen zugeben, daß es nur in den Hauptkirchen so zugeht, welche die Sammelplätze der Modewelt sind, ungeachtet man selten Personen von ausgezeichneter Familie dort findet.

In den anderen Kirchen begegnet man einem minder frivolen Volke, das seinen religiösen Pflichten besser zu genügen versteht. Das Militair besucht die ihm angewiesenen Kirchen in Masse, um dort die Messe zu hören, wozu auch alle Civilbeamte genöthigt sind. Des Sonntags hört man von sechs Uhr früh bis Mittag nur das Lauten der Glocken und das Rollen der Wagen nach allen Richtungen. Für den verlornen Vormittag entschädigt sich das Volk aber nach

Tische. Von drei Uhr bis elf scheint die ganze Stadt in Wohlleben und Musik aufgelöst. Wohin man geht, tönt der Ton musikalischer Instrumente an unser Ohr. In allen Familien der Mittelklasse fällt einem zuerst das Pianoforte in die Augen. Kaum hat man sich gesetzt, so steht eine Flasche Wein und ein Teller Preßburger Biskuit vor einem, und es heißt, die Tochter vom Hause solle ein Lied singen.

In die Musik setzen die Wiener ihren Stolz, auch gehört sie hauptsächlich zur Erziehung ihrer Kinder, die schon im vierten und fünften Jahre Unterricht darin erhalten. Es ist nicht selten, sechsjährige Virtuöschen zu hören. Eine neue Rossinische Oper auf dem Kärnthner-thor-Theater macht bei diesen Leuten so viel Aufsehen, wie in London die Eröffnung des Parlaments.

Mit der Oper ist es hier auch sehr gut bestellt, und die Zauberflöte, Don Juan, wie sie im Kärnthner-thor-Theater gegeben werden, sind höchst interessante Vorstellungen. Die Ballets sind lange nicht, was die Pariser sind.

Von der geistlichen Musik hält man in Wien nicht außerordentlich viel, wenn ich nach der wenigen Aufmerksamkeit schließen soll, welche die Aufführung der Schöpfung von Haydn, in der kaiserlichen musikalischen Akademie fand, wo drei hundert funfzig Musiker dabei thätig waren.

Nichts kommt der regelmäßigen Ordnung gleich, die bei den Wienern herrscht. Kaum hat es Elf geschlagen, so versinkt Stadt und Vorstadt, wie durch Magie, in das tiefste Schweigen. Alle Welt ist heim-

gegangen, Musik und Gesang verstummen mit der Minute. Wien ist einmal die Stadt der Kontraste. Man findet gleichzeitig die schmähligste Ausgelassenheit und größte Ehrbarkeit, die umfassendsten Kenntnisse und die gröbste Ignoranz, die verächtlichste Servilität und den Geist der edelsten Selbstständigkeit.

Oestreich und Wien absonderlich, besitzt ausgezeichnete Institutionen. Das Civil- und Kriminalgesetzbuch ist dem Napoleons vorzuziehen, und seine geistlichen Gesetze sind die besten auf dem Kontinente. Das Land ist dem Kaiser Joseph dafür verpflichtet, der nach Befreiung der Landleute und Abschütteln des römischen Joches, die Gesetzgebung seiner Vorfahren neu ordnete. Er ernannte dazu eine Kommission, welche aus Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes und Professoren der Juristenfakultät bestand. Das so entstandene Gesetzbuch ist unter dem Namen, Codex Franz **I.**, noch gültig. Der Ritter von Sonnenfels machte sich bei jener Kommission besonders verdient.

Die Juristenfakultät ist noch sehr respektabel, ungeachtet es von ihren Mitgliedern heißt, sie ständen der Prager an Gelehrsamkeit nach. Der allgemeine Druck lastet auch auf ihnen. Sie haben keine Idee davon, äußerte ein berühmter Doctor der Rechte gegen mich, wie traurig es ist, über Volksrechte zu räsonniren, wenn man sich nicht darauf berufen kann. Allein ich habe Kinder, mein Sohn ist angestellt und ich muß schweigen.

Die medizinische Fakultät verdankt den ausgezeichneten Rang, welchen sie einnimmt, demselben Monar-

chen, dessen obgleich übel verstandene Absichten so gut und edel waren. Sie wurde auf größerem Fuß angelegt, wie die Pariser und Berliner, und die Professoren, welche sie bilden, können wenigstens jenen die Spitze bieten. Das anatomische Theater und die Sammlung von Präparaten verdient großen Ruhm, und werden häufig von Ausländern benutzt. Die Klinik ist ebenfalls vortrefflich. Auch große Schätze des Thier- und Mineralreiches sind vorhanden, und werden in fünf und zwanzig Sälen aufbewahrt.

Die von v. Hammer dirigirte, orientalische Akademie, genießt der besondern Gunst des Kaisers. Sie hat in der That viel geleistet, und ihr ist die Vertraulichkeit zwischen Wien und der hohen Pforte zuzuschreiben.

Außerdem giebt es noch viel treffliche Anstalten, wie z. B. die Kunstschule, Artillerie- und Ingenieurschule, allein wenn es auch nicht an unterrichteten Männern fehlt, so fehlt es doch an aller Gemeinschaft unter ihnen. Ein Ingenieur ist in Wien nur ein Ingenieur, und versteht als ein solcher sein Metier, allein nichts weiter. Ein Professor der Rechte hat sein Gesetzbuch trefflich inne, aber von Politik und Finanzen weiß er nichts; in Allem, was sein Fach nicht betrifft, ist er ein Ignorant. Es sind alles Maschinen, deren sich die Regierung zu ihren Plänen bedient.

Ein kaiserliches Dekret ordnete 1808 die Errichtung eines Lehrstuhls der Religionsphilosophie an, die mit den philosophischen Wissenschaften verbunden ward. Die ausgezeichnetsten Männer wurden dazu gewählt,

und die Folgen waren so überraschend, daß sich bald eine wesentliche Aenderung der Erziehung bemerkbar machte, und die Studenten, obgleich katholisch, durch diese Vorlesungen im Herzen Protestanten wurden. Da wurde aber ungesäumt befohlen, daß man eine gläubige Jugend wolle, und keine, die über Glaubensartikel streite. — Dieser Ordre mußte gehorcht werden. Wer sich nicht unterwerfen wollte, wurde abgesetzt oder auch eingesperrt. Die Studenten kamen als gemeine Soldaten an die türkische Grenze.

Unter den zuerst abgesetzten Lehrern war auch ein in Wien lehrender Professor; an seinen Platz kam ein gewisser Madelener, ein Mönch des neuen Ordens der Ligorianer. Gegen diese Mönche erhob sich die allgemeine Stimme, man schalt sie Agenten des Papstes und die Urheber jenes Unrechts, schrieb Satyren gegen sie und der Erzherzog Rudolph, Kardinal und Erzbischof von Ollmütz, Bruder des Kaisers, bat sich aus, sie nicht in seine Diözese aufzunehmen. Das half aber Alles nichts, man brauchte fromme Leute und so erhielten sie die Mariakirche und eine reiche Dotation.

Nur in Oestreich kann sich ein solches System behaupten, wo trotz der zum Unterricht vorhandenen Mittel, doch mit großer Sorgfalt alles verborgen gehalten wird, was das Volk zu sehr aufklären könnte. Die einzige Zeitung, welche diesen Namen verdient, ist der östreichische Beobachter, dessen Redaktion der bekannte Herr von Pilat führt. Aus den andern inländischen Blättern ist von Politik u. dergl. nichts



zu lernen, und da die Lektüre der nicht verbotenen fremden Zeitungen sehr kostspielig ist, so werden die wenigen, welche sich dergleichen kommen lassen, auf's Sorgfältigste bewacht.

Man hat geklagt, daß Oestreich so wenige literarische Notabilitäten hervorgebracht habe, allein es ist zu bedenken, daß dieses Reich aus einer Anhäufung von Provinzen besteht, deren Sprache und Sitte sich unter einander fremd sind. Böhmen besaß Schriftsteller, als es von seinen Königen regiert wurde; jetzt erlaubt ihm der Zustand seiner Abhängigkeit nicht mehr, deren zu besitzen. (?) — In Ungarn spricht und schreibt man dreierlei Sprachen; Lateinisch bei der Regierung und auf den Landtagen, Ungarisch und Deutsch beim Volke. Vielleicht fände ein Schriftsteller hier in keiner dieser Sprachen eine hinreichende Anzahl von Lesern. Oestreich, des Kaiserthums kleinster Theil, fühlte sich unter Joseph II. kaum etwas frei, als eine Menge Autoren auftraten, unter ihnen Alxinger und Matthias Collin. Selbst dermalen besitzt das Burgtheater eines der größten, deutschen dramatischen Talente in Grillparzer. Die Tragödie Sappho befestigte seinen Ruf. Als dieses Stück erschien, bekleidete Grillparzer ein kleines Amt mit geringer Besoldung. Das Aufsehen, welches sein Werk machte, bewog seine Gönner, sich wegen einer bessern Stelle für ihn zu verwenden. Es hieß aber: „Nichts da mit dem Thoren, er würde Verse anstatt Rapporte machen." Nach seiner Rückkehr aus Italien nahm

der Vernachlässigte die Stelle am kaiserlichen Burgtheater an, die zwei Tausend Gulden einbringt.

Kein Mensch ist ein größerer Sklave, wie ein östreichischer Schriftsteller. Er darf keine Regierung, keine Minister tadeln, gegen die Geistlichkeit und Aristokratie nichts sagen, er darf mit einem Worte keinen Charakter haben. Erlaubt sich ein Schriftsteller gegen die Ansichten der Regierung zu schreiben, so werden seine Worte nicht nur von der Censur verstümmelt, sondern er selbst wird als ein gefährlicher Mensch betrachtet, mit dem Niemand Umgang haben dürfe. Geht er so weit, sein Werk außerhalb Oestreich, in Deutschland zu publiziren, so gilt das beinahe für Hochverrath, und wird demgemäß gestraft.

Es giebt in Wien einen Edelmann, der von einem seltenen Forschungseifer beseelt, alle alten Pergamente umwühlte, die er in den Schlössern des östreichischen Adels fand. Er fiel in Ungnade, weil er eins dieser unschuldigen Dokumente bekannt machte, das unglücklicherweise den Absichten der Regierung nicht ganz entsprach. Seine und seines in Tyrol wohnenden Oheims Bemühungen konnten ihn nicht wieder rein waschen, und er war noch des Aergsten in Oestreich, des Liberalismus, verdächtig, obgleich er einen Plutarch und historische Versuche herausgegeben hat, in denen er nachweist, daß alle östreichische Monarchen, ausgenommen nicht einen, Muster des Heroismus und der Tugend waren.

Mit dem Theater ist es kläglich bestellt. Die Meisterwerke der deutschen Dichter werden gräßlich ent-

stellt, und wer eine besondere Vorliebe für sie an den Tag legt, wird ein Ziel der geheimen Polizei; das Kärnthnerthor=Theater, wo man Opern und Ballets spielt, und besonders das Leopoldstädter, sage: Casperl=Theater, werden von der Regierung unterstützt. Der Hauptakteur des letztern heißt Schuster, er reizt schon zum Lachen, wenn man ihn nur sieht.

Während die andern, von der Censur geängstigten Bühnen kaum auf die Kosten kommen, hat das Leopoldstädter=Theater großen Gewinn.

Keine Stadt in der Welt besitzt so viele Museen, Bibliotheken und Sammlungen aller Art, allein es sind todte Schätze, von denen man keinen Vortheil zieht. Die Staatsbibliothek und die kaiserliche Bibliothek sind vielleicht an medizinischen, historischen und philosophischen Schriften die reichsten in Europa, allein sie können nur von sehr wenigen Personen benutzt werden.

Wahr ist, daß Fremden der Zutritt zu allen diesen Herrlichkeiten, auch wenn sie Privateigenthum sind, ungehindert offen steht. Die Besitzer und Konservatoren machen sich eine Freude daraus, damit zu prunken. Als ich das Palais des Erzherzogs Karl, das sonst dem Herzog von Sachsen Teschen gehörte, besah, konnte ich nicht in eines der Gemächer kommen, weil der Prinz sich darin befand. Sobald er aber die Anwesenheit Schaulustiger vernahm, hatte er die Güte, sich in ein ander Gemach zu begeben, und ich konnte nun mit Muße den Elfenbein, Ebenholz=Saal und die andern Gemächer des Prachtgebäudes beschauen.

Die Wiener interessiren sich wenig für Wissenschaft und Kunst, und kennen den Werth der Schätze nicht, die sie besitzen. Sie betrachten sie wie Möbeln und häuslichen Zierrath. Schriftsteller haben bei ihnen kein Ansehen. Nur sehr einzeln sieht man in den Bildergallerien, daß jemand einen Christus oder eine Madonna kopirt, und ja nichts anders.

— In Wien zielt alles darauf ab, das Volk in grobe Sinnlichkeit einzuschläfern, und die Beamten an stummen Gehorsam zu gewöhnen, während die Regierung mit großen Schritten der vollständigsten Autokratie entgegen eilt, und alles diesem Zwecke unterzuordnen sucht.

Zweite Abtheilung.

Achtes Kapitel.

Italien unter östreichischer Herrschaft — Grundsätze der höchsten Personen — die Mailänder Kommun — Arc du paix — wer das Scherflein des Armen nimmt — Lotterieprozeß — Strafgesetzbuch und seine Widersprüche — Carcere durissimo — Graf Confalonieri — der Geheimerath Vogel — Prof. Romagnosi — Silvio Moretti — Spielberg.

Als eine ungarische Deputation darauf antrug, dem Lande politische Institutionen zu geben, welche mit den Fortschritten der Zeit im Einklange ständen, erhielt sie in Wien die Antwort, die Welt sei toll und fordere Luftschlösser. — Diese Antwort harmonirt ganz mit der bekannten Meinung jenes Staatsmannes die er bei der Rückkehr von einem italienischen Kongresse in Insbruck aussprach: „das Menschengeschlecht ist im Vorschreiten; können wir es nicht zum Rückwärtsgehen bringen, wollen wir es wenigstens aufhalten."

Wo solche Grundsätze an der Spitze stehen, was läßt sich da erwarten? Mag eine solche Verwaltung immerhin den Wahlspruch, Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche, im Wappen führen, sie wird sich nicht darnach richten. Die Mailänder Kommun hatte eine Schuldforderung von 4,500,000 Livres für die Militairlieferungen seit mehreren Jahren an die Regierung. Diese erfand Mittel, die Summe auf anderthalbe Mil-

lion zu beschränken die ohne Zinsen innerhalb zehn Jahren, jährlich mit 150,000 Liv. bezahlt werden sollten. Man bestimmte dieses Geld zum Fortbau des Arc du Simplon, der jetzt „Friedensbogen“ heißt, in Mailand, allein von den 150,000 Liv. kam nur jährlich die Hälfte in die Kasse der Verwaltung. — Jenes Monument ward bekanntlich unter Napoleon von den größten Meistern begonnen, und sollte Arc du Simplon heißen, weil es am Anfange der von Mailand über den Simplon nach Paris führenden Straße steht. Nach Besitznahme der Lombardei durch Oestreich änderte es Namen und Bestimmung. Der Kaiser erlaubte zwar in Gnaden den Fortbau auf Kosten der Stadt Mailand, allein zu Ehren der heiligen Allianz, welche Europa 1814 den Frieden gegeben. — Schlimmer noch wie den Mailändern ergeht es der Stadt Como; die Regierung hält ihr seit lange ein Kapital von 800,000 Liv. zurück, und giebt ihr nicht einmal die Zinsen, sondern gar nichts.

Um dem allgemeinen Nothstande abzuhelfen, ward mit allerhöchster Erlaubniß 1817 eine außerordentliche Beisteuer in der Lombardei erhoben. Der Ertrag kam aber zu spät zusammen, ward dann vom Staate requirirt und in die Sparkasse gelegt. Man nahm davon 42,000 Gulden zum Straßenbau im Veltlin, die Armen aber bekamen nichts.

Im Gesetz von 1812, 4. Septbr, heißt es ausdrücklich, daß ernannte Professoren an Universitäten, Lyceen, Gymnasien in den ersten drei Jahren ihrer Amtsführung wieder entfernt und abgesetzt werden kön-

nen, nach Ablauf derselben aber unabsetzbar sind, wenn sie nicht durch grobe Vergehen des öffentlichen Vertrauens sich verlustig machen. Solche Fälle müssen aber von einer Regierungskommission untersucht werden und der Beschuldigte muß sich frei vertheidigen können. — Gleichwohl wurden 1814 eine Menge Professoren ohne Beobachtung irgend einer Form, willkührlich abgesetzt.

Ueberhaupt scheinen die Paragraphen des Gesetzes zu allem andern, wie zum Befolgen da zu sein. Im allgemeinen Civilcoder steht §. 20. „Streitsachen, bei denen das Staatsoberhaupt betheiligt ist, und die sich auf sein Privateigenthum ꝛc. beziehen, werden von den Gerichtshöfen nach dem Gesetz entschieden." Ganz dem entgegen verordnet ein Reglement vom 3ten Februar 1818, daß alle Prozesse deren sich der Fiskus für sich oder andere annimmt, vor den Mailänder Gerichtshof kommen sollen. — Es ist ferner bestimmt, daß den Parteien der Name des berichterstattenden Richters ganz unbekannt bleibe, dem Fiskus aber darf er nicht verschwiegen werden, ja dieser kann ihn sogar verwerfen.

In China, schreibt Malte-Brun, wo sich die Regierung den Titel „väterlich" giebt, giebt es Tribunale, wo man sich der Form nach über seine Vorgesetzten beklagen, allein auch gewiß sein kann dafür bestraft zu werden. — Dasselbe findet man in Mailand. Fällt ein Urtel dem Interesse des Fiskus entgegen aus, so werden Kläger und Anwalde eingefangen, die Richter abgesetzt oder verbannt, wie man das 1825 bei einem

berühmt gewordener Prozesse gesehen hat, der in der Lombardei unter dem Namen Lotterieproceß allgemein bekannt ist.

Ungeachtet im Strafgesetzbuche *) ausdrücklich steht, daß nur den Verbrecher Strafe treffen kann, werden doch die Güter derjenigen konfiszirt, welche das Land ohne regelmäßigen Paß verlassen, oder die wegen politischer Meinungen verurtheilt worden sind. Es wird ferner im §. 424 gesagt: eine übertriebene Härte beleidige die Gerechtigkeit. Diese uralte, bewundernswerthe Maxime, wird aber durch die Vorschriften desselben Gesetzbuches derogirt, denn es heißt §. 17. 21., „nachdem Jemand verurtheilt worden, kann seine Strafe durch Fasten und Bostonnade geschärft werden.

Die Gefängnißstrafe wird durch eine Menge damit verbundener Qualen geschärft und der dritte Grad, carcere durissimo, wird §. 14 im genannten Gesetzbuche folgenderart geschildert.

„Der Gefangene kommt in ein von aller Kommunikation abgesondertes Käfter, das nur so viel Raum und Licht hat, wie er zum Leben bedarf. An Händen und Füßen wird er beständig mit schweren Ketten belastet und beständig, die Arbeitszeit ausgenommen, mittelst einer Kette und eines eisernen Ringes um den Leib, an die Wand geschlossen. Seine Nahrung besteht in Wasser und Brod, alle zwei Tage wird ihm ein warmes Essen gereicht, Fleisch niemals.

---

*) §. 25.

Sein Lager besteht aus nackten Bretern, Niemand ohne Ausnahme darf ihn sehen und sprechen."

Das alles geschieht nur, um die Gerechtigkeit nicht durch übertriebene Härte zu beleidigen.

Graf Confalonieri, einer der auf der Festung Spielberg eingekerkerten Mailänder, von dem gleich weiter die Rede sein wird; besaß in seinem Kerker ein ledernes Kopfkissen, das mit den Thränen seiner Gattin getränkt worden war, als sie von Wien mit der kaiserlichen Begnadigung zurückkam, welche das über ihren Mann verhängte Todesurtheil in carcere duro auf Lebenszeit umänderte. Abgeschlossen von aller Welt, fand er einen Trost darin, seine Thränen darüber zu vergießen; es war sein einziger, seit der Kummer seine Gattin getödtet hatte.

Doch was geschah. Ein höherer Beamter erhielt den Auftrag die Kerker des Spielberg zu visitiren, und entledigte sich dessen so gut, daß er dem unglücklichen Confalonieri, mit höhnischem Spott, auch den letzten Gegenstand seiner Liebe entreißen ließ. Diese Schmachthat erinnert lebhaft an jenen Gefangenen in der Bastille unter Ludwig XV., der sich seine Einsamkeit durch eine Spinne versüßte, die er zu allerhand Künsten abgerichtet hatte. Als eines Tags der Kerkerknecht Zeuge seines Vergnügens war, zertrat er das Thier.

Der 424. Paragraph des östr. Gesetzbuches besagt ausdrücklich, daß der Unschuldige nie leiden darf. Wie läßt sich das aber mit dem Verfahren in so vie-

len Fällen zusammenreimen, von denen hier nur der des Professors Romagnosi erzählt werden soll.

Die Polizei riß Anfang des Jahres 1821 diesen siebzigjährigen, verdienstvollen Greis des Nachts aus dem Bette, angeblich wegen politischer Verdachtsgründe, und schleppte ihn nach Venedig. Sein treuer Diener bat es sich als Gnade aus, seinem Herrn in den Kerker folgen zu dürfen, um seine kranken Füße nach wie vor pflegen zu können; man beging die Barbarei ihn abzuweisen. Nach acht oder zehn Monaten wurde der Professor für unschuldig erklärt, und mußte nun auf seine Kosten nach Mailand zurückkehren.

Seitdem er seines Lehrstuhles in Pavia beraubt worden, hatte er sich durch eine Privaterziehungsanstalt ernährt; das Recht dazu ward ihm jetzt, wahrscheinlich zur Belohnung seiner Unschuld, genommen, und als der Präsident der Universität auf Corfu, Lord Guilford, den verdienstvollen Mann mit einer Besoldung von 12,000 Liv., als Professor der Rechte dahin berufen wollte, wurden ihm die nöthigen Pässe verweigert; er konnte seines Alters wegen sich nicht als Flüchtling davon machen.

Als in den Jahren 1820 und 21 die Kerker in Mailand und Venedig voll waren von politischen und der Regierung verdächtigen Gefangenen, ward unter den in Mailand Eingekerkerten das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß einer der Angeklagten, der Exobrist Silvio Moretti, entkommen sei und sich dann entleibt habe. Einige der andern Verhafteten glaubten ihre Lage verbessern zu können, wenn sie dem vermeint-

lich Todten allerhand Schuld gäben. Kaum hatten aber die Gerichte diese Aussagen empfangen, als Moretti wieder lebendig wurde. Dieser vernimmt natürlich, was man ihm aufgebürdet hatte, und trug auf Konfrontation an. Seine unglücklichen Gefährten erfuhren kaum die Täuschung, als sie alles widerriefen und sogar gestanden, was sie zu jenen Aussagen verleitet habe. Umsonst, ihre Vorstellungen hinderten nur den Richter, ein Todesurtheil zu fällen, und er verhängte über Moretti funfzehn Jahre carcere duro. Auch er schmachtet in den fürchterlichen Grüften des Spielberg.

Mehrere junge Leute, welche 1821 für sich fürchteten, hatten sich von Mailand geflüchtet. Ihre besorgten Eltern wendeten sich deshalb an einen der höchsten Beamten der Lombardei, Strassoldo, und erkundigten sich, ob die Ihrigen ungefährdet zurückkommen könnten. Er gab sein Wort für ihre Sicherheit und die jungen Leute kamen. Sie wurden sämmtlich unter verschiedenen Vorwänden festgenommen und eingesperrt. Unter ihnen befand sich auch Georg Pallavicini, ein edelherziger Jüngling.

Kaum in Mailand angelangt, vernahm er die Einkerkerung seines Freundes Castiglia (Gaetano). An die ihn umgebenden Schlingen nicht denkend, folgte er nur dem Drange der Freundschaft, eilte auf die Polizei, und wollte sich für jenen verwenden. Die Kerkerpforten verschlangen auch ihn. „Sie haben wohl gethan, — sagte man ihm, — sich selbst zu stellen. Die Gensdarmen waren auf Ihrer Spur und

auf der ihres Verführers. Es ist Alles entdeckt, man weiß, daß Sie nicht aus eigenem Antriebe handeln. Nennen sie den, dem Sie folgen."

Vergeblich lehnte der Arme dergleichen von sich ab, der Richter behauptet, er wisse Alles, und verlange nur den Namen des Rädelsführers. Dabei brachte er ihm ein Billet vor die Augen, welches mit dem Namen Friedrich Confalonieri, eines seiner Freunde, bezeichnet war. Unwillkührlich sprach er die Worte „es ist richtig," bei seinem Anblicke aus. Sie reichten hin, die Verhaftung Confalonieri's zu rechtfertigen. Pallavicini wurde darüber wahnsinnig.

Als er nach einigen Monaten seine Besinnung wieder erhielt, gab er die befriedigendste Aufklärung über die Bedeutung dieser Worte. Umsonst. Eben so umsonst hatte Confalonieri sich von den Anfangs gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen gewußt. Beide wurden auf Lebenszeit und zu zwanzig Jahr carcere duro verurtheilt. Confalonieri's Todesstrafe nämlich ward als Gnade in lebenslängliche Haft auf dem Spielberg verwandelt.

Auf was beruhte aber eine solche Strafe? auf einem Schreiben, das allein hinreicht ihn schuldlos zu erklären. Es ist ein Brief Confalonieri's an den General Rosa, aus jener Zeit, wo während der piemontesischen Unruhen die revolutionären Truppen in Begriff standen über den Tizino und in die Lombardei vorzubringen. Der Inhalt dieses Schreibens heißt:

„General!

„Hab' ich jemals etwas bei Ihnen gegolten, so

ist jetzt die Zeit, mich darauf zu berufen. Ich benutze unsere alte Freundschaft, alles Gewicht, was Sie früher mir zuzusprechen die Güte hatten, um Sie zu bitten, den Tijino nicht zu überschreiten. Die Lombardei ist keineswegs vorbereitet für ihre Ankunft; Ihre Bewegung würde nur die kompromittiren, die sich auf Ihre Seite schlagen würden und doch nicht die Macht besäßen, Sie zu halten. Ersparen Sie dieser Provinz die Uebel eines Kampfes, in dem Sie nicht triumphiren können."

Mit Recht führte Confalonieri diesen Brief zu seiner Vertheidigung an; alle andern gegen ihn vorgebrachte Beschuldigungen wurden abgelehnt, nur dieses Schreiben erkannte er an. Was geschah. Er wurde als der Korrespondenz mit den Feinden des Staats qualifizirt, des Hochverraths schuldig erkannt.

Da einmal von den Eingekerkerten die Rede ist, soll auch etwas über Spielberg gesagt werden. Es ist dies eine Festung bei Brünn in Mähren, das Grab, in welches gar manche italienische Patrioten lebendig versinken. Dort schmachten die zum Tode verurtheilten Unglücklichen. Man will kein Blut vergießen, darum sind ihre Urtheile in zehnjährige und zwanzigjährige Gefängnißstrafe von mehr und minder harter Art vermindert (?) worden.

Die Kerker auf Spielberg sind kalte, tiefe, nasse, dunkle Löcher; die Gefangenen bleiben ununterbrochen darin eingesperrt, ausgenommen Sonntags während der Messe, doch auch dieser wohnen nicht alle bei. Alle sind vorschriftsmäßig mit zwanzig Pfund Eisen bela-

stet. Bekleidet sind sie wie Galeerensklaven, ihr Lager ist ein Bret. Die Nahrung besteht aus grobem Roggenbrod in warmem Wasser aufgeweicht, mit etwas Unschlitt. Licht, Bücher, Papier giebt es für sie nicht, aber Zwangsarbeit, und wenn es damit nicht vom Flecke geht, Prügel.

Die Festung steht unter einem Gouverneur, der durchdrungen von der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit, mit eisernem Eifer seine Instruktionen befolgt. Die folgende, aus Journalen schon bekannte Thatsache, ist ein Beweis davon. Der durch seinen Patriotismus, wie durch seine entsetzlichen Leiden der Theilnahme aller guten Menschen empfohlene P. Maroncelli, ist der Held derselben.

Er wurde 1820 in Mailand wegen politischen Verdachtes verhaftet. Obgleich in Forli, auf päpstlichem Gebiete zu Hause, wurde er doch in die östreichischen Kerker geschleppt, qualvollen Martern unterworfen, und nach mehrern Prozessen zum Tode verurtheilt. S. Majestät milderten das in zwanzig Jahre carcere duro in Spielberg. Den Schrecken dieser Milderung Preis gegeben, hatte er lange gegen alle möglichen Uebel gekämpft, die seine Gesundheit untergruben, als sein linker Fuß unter dem Drucke der Fesseln anfing zu schwellen. Die schlechte Nahrung, die ungesunde Luft, der feuchte Kerker, Alles beförderte eine Krankheit, deren Keim sich längst gekräftigt hatte. Vergeblich bat der Unglückliche um Hilfe, man wartete damit so lange bis sein Fuß abgelöst werden

mußte. Allein auch das gab der Gouverneur noch nicht zu.

„Ich habe den Gefangenen mit zwei Beinen empfangen, und muß ihn so abliefern, wenn die Operation nicht höhern Orts genehmigt worden ist“ sagte der Unerbittliche. Die Genehmigung kam, aber unterdessen hatte der Brand schon einen großen Theil des ganzen Gliedes ergriffen, und die Operation mußte am Oberschenkel vorgenommen werden. Der Zufall half dem erschöpften Kranken durch, und vielleicht trug seine Verstümmelung etwas zu seiner Begnadigung bei.

Dem gewissenhaften Gouverneur traut man aber doch noch nicht, denn alle Monate visitirt der Polizeidirektor von Brünn die Kerker und Gefangenen, und alle Vierteljahre kommt ein kaiserlicher Kommissair von Wien, und kontrolirt das Gefängniß.

Neuntes Kapitel.

Das Jahr 1809 und 1816 — Antwort auf eine Petition wegen Menotti — Macht der Polizei — das Eigenthum ist nicht besser dran wie die Person — kein Oestreicher darf im Auslande drucken lassen — was man drucken läßt — die Staatskongregationen — Gedanken nicht zollfrei — Baron Salvotti — Prozesse.

In der Proklamation welche 1809 von den kaiserlichen Truppen unter den Titel **Invito dell Arciduca Giovanni d'Austria al popolo d'Italia** ver=

breitet wurde, versprach man „una constituzionale fondata sopra la nature delle cose," d. h. eine auf die natürliche Lage der Sache gegründete Konstitution. Der Erzherzog Johann sagte darin ferner: „wollt Ihr wieder Italiener werden? Der Himmel spricht zu Euch durch sein Organ. Wir sind nicht gekommen, Euch zu strafen oder zu drücken, sondern um Euch zu befreien." — Gleichzeitig hieß es in einem Manifeste des kaiserlichen Generals Nugent: „Italiener, seid versichert, Ihr sollt eine unabhängige Nation werden."

Als 1816 der Kaiser in Mailand war, erschien eine lombardische Deputation bei ihm, die sich einfallen ließ, von den Wünschen und Bedürfnissen der Nation zu sprechen. Es war im zweiten Jahre der östreichischen Herrschaft über die Lombardei. Die Deputation erhielt zur Antwort: „Meine Herren, ich will keine Konstitution geben, weil sie ein Hinderniß des Guten sein würde, was ich bezwecke. Eine Konstitution zerstört das Vertrauen zwischen einem Fürsten und seinem Volke. Das Gute, was zu thun ist, will ich aus eigener Bewegung thun. Reden Sie mir nichts von Konstitution, mag nichts davon hören."

Man wird sich noch des Cyrus Menotti aus Modena entsinnen, den der Herzog von Modena mit sich auf östreichisches Gebiet schleppte, wo er in einem dunkeln Kerker gesperrt wurde. Der jüngere Bruder*) des Unglücklichen wendete sich mit einer demü-

*) Celestin Menotti wurde mit mehrern andern Patrioten unter fremder Flagge, auf offenem Meere von östreichischen Schiffen gekapert.

thigen Petition an den Kaiser und bat um seine Freilassung. Die Antwort lautete wie folgt.

„Se. k. k. Maj., weit entfernt ein Urtheil über C. Menotti fällen zu wollen, erkennt die Verbindlichkeit gegen Se. königl. Hoheit, den Herzog von Modena, an, dessen Unterthanen der kompetenten Behörde auszuliefern.“

„Da indessen der Genannte im Gewahrsam Sr. Maj. von Oestreich ist, und ihm Gelegenheit gegeben werden soll, der Sache der öffentlichen Ruhe zu dienen, so ist es Sr. Maj. Wille, daß er angehalten werde, Alles zu bekennen, was er von politischen und revolutionären Dingen weiß, und besonders unter Anlage und Ausführung der letzten Revolution in Italien. Se. Majestät behalten sich vor, ihn nach seinem Benehmen in dieser Angelegenheit zu behandeln.“

„Werden die von ihm zu erwartenden Mittheilungen wahr befunden, so ist Se. Maj. zu dem Versprechen geneigt, ihn nicht auszuliefern, ja ihn sogar frei zu lassen, wenn er es verdient. In dem Falle, daß seine Angaben sich als richtig ausweisen, würde er sich noch ein besonderes Recht auf Sr. Maj. Dankbarkeit erwerben.“

Merkwürdig ist es, daß während ein kaiserliches Dekret vom 14. September 1826 ausdrücklich jedem Sklaven die Freiheit verspricht, der das östreichische Gebiet betritt, in einem italienischen Katechismus der Pflichten der Unterthanen gegen den Monarchen, für den Gebrauch in den Elementarschulen bestimmt, S. 13 wörtlich zu lesen ist:

„Frage. Wie haben sich Unterthanen gegen ihren Souverain zu betragen?"

„„Antw. Sie müssen sich wie treue Sklaven gegen ihren Herrn benehmen.""

„Frage. Warum müssen sie sich wie Sklaven benehmen?"

„„Antw. Weil der Souverain ihr Herr ist, und Macht über ihr Vermögen und ihre Person hat.""

Der Polizei ist die Macht gegeben, verhaften zu lassen, was ihr verdächtig scheint, ohne richterliche Sentenz und auf unbestimmte Zeit. Es geschieht wegen politischer Gründe; genug, um alle Tribunale zum Schweigen zu bringen. Unter den 1820—1821 von der Polizei willkührlich verhafteten acht Tausend befand sich auch der berühmte Schriftsteller Melchior Gioja. Er war schuldig, seinem Vaterlande genützt und sich sogar die Achtung des Auslandes erworben zu haben. Er forderte vor Gericht gestellt zu werden, man hörte ihn aber nicht, und nach acht Monaten setzte ihn die Polizei wieder auf freien Fuß.

Jetzt verlangte er Entschädigung, und berief sich auf das kaiserliche Motto: „Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten." Man gab ihm aber zu verstehen, das sei der grade Weg zu seiner neuen Verhaftung und er schwieg.

Den Richtern hat man nicht erlaubt, nach Gewissen zu urtheilen, sondern es ist die Bestätigung der Geständnisse des Angeklagten durch zwei Zeugen nöthig. Was man aber den Richtern versagte, ist den Polizeibehörden zugestanden worden. Wenn die Ge-

richtshöfe Angeschuldigte wegen Mangel an Beweisen entlassen, kann sich die Polizei derselben bemächtigen, und sie so lange einsperren, wie sie Lust hat.

So unsicher es mit der persönlichen Freiheit steht, so schlimm ist es auch mit der freien Verfügung über Eigenthum beschaffen. Es erbt Jemand eine Bibliothek. Er darf sie nicht verkaufen, selbst nicht als Makulatur, wenn er nicht von der Censur dazu ermächtigt ist, was nur nach endlosen Weitläuftigkeiten erhalten werden kann. Buchhändler dürfen durchaus nicht mehr wie ein Magazin haben, und die Polizei kann ihre Laden auf der Stelle schließen, wenn sie gegen die Besitzer Verdacht hegt. Es ist ferner verboten, ohne Bewilligung der östreichischen Censur im Auslande irgend etwas drucken zu lassen. Wie weit dies Verbot ausgedehnt wird, kann folgende Bekanntmachung des Mailänder Gouvernements vom 2. August 1825, an die Hand geben.

„Um jeder falschen Auslegung der Bekanntmachung „vom 31. Juli 1818, Art. 9, zuvorzukommen, wird „erklärt, daß das alle Unterthanen Sr. Maj. angehende „Verbot, außerhalb des Königreichs den Druck irgend „eines Werkes zu veranstalten, was es auch immer „für eines sei, mit und ohne Datum, oder Theil am „Drucke zu nehmen, man mag Autor sein oder nicht, — „ohne vorherige Einholung der k. k. Censurerlaubniß, „sich auch auf Prozeßakten, Artikel, Briefe und Schriften, von welcher Ausdehnung sie immer sind, erstreckt, und die vielleicht in auswärtige Zeitungen oder „andere Tageblätter eingerückt werden sollen.“

Eine andere Bekanntmachung vom 24. Januar 1824 erklärt, daß dieselben Bestimmungen gelten, „von Gravüren aller Art, auf Kupfer, Stein, Holz; „es können also Landkarten ohne vorherige Erlaubniß „im Auslande nicht gestochen werden, desgleichen keine „Musikalien, Abbildungen u. dergl., verfertigt werden „für östreichische Rechnung.“

Wer irgend eine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten ausspricht, die den Ansichten der Regierung entgegen ist, macht sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Erlaubniß zum Druck erhalten gewöhnlich nur die Lobpsalmen der Verwaltung, und alles was z. B. in der Lombardei über die Lombardei gedruckt wird, ist durchaus falsch.

Bekanntlich wurden durch Patente vom 24. April 1815, für die Provinzen Provinzial-Versammlungen ausgeschrieben, die je aus acht, sechs und vier Deputirten bestehen, für die Lombardei aber eine Staats-Kongregation, eine dergleichen für den Staat Venedig. Beide bestehen aus vierzehn oder sechszehn Deputirten. Das Ausland ist durch diese Einrichtungen veranlaßt worden, ein Palladium der Freiheit in ihnen zu sehen. Die Paragraphen 24 und 25 der kaiserlichen Patente geben hinreichenden Aufschluß über die Befugniß dieser Central-Kongregationen. Es heißt dort:

„Wir erlauben der Central-Kongregation uns ehr„furchtsvoll die Bedürfnisse, Wünsche und Bitten „der Nation vorzustellen, so weit sie sich auf die

„Verwaltung beziehen, und behalten uns vor, sie pas-
„senden Falles zu Rathe zu ziehn."

„Die Central-Kongregation hat weder das Recht,
„Anordnungen zu treffen, noch ihr Gutachten über
„die Steuern abzugeben, oder überhaupt in ihrem Na-
„men irgend eine legislative, richterliche oder exekutive
„Autorität auszuüben."

Diese Kongregationen haben also nur zu reden
über Gemeinderechnungen, Wege und Dammbauten,
so weit dieselben den Provinzen zur Last fallen und
nicht der Regierung, nur über Wohlthätigkeits-
anstalten.

Die Central-Kongregationen werden von den Pro-
vinzialgouverneurs präsidirt, die in den Provinzen von
Delegaten und Präfekten, welche die zur Sprache zu
bringenden Sachen bestimmen, die Redner bezeichnen,
gleichsam ihre Worte abmessen, den Mitgliedern erlau-
ben, ihre Meinungen in das Protokoll zu verzeichnen,
und die Sitzung zu beliebiger Zeit aufzuheben.

Die Regierung hat sich auch noch vorbehalten,
aus diesen Kongregationen solche Mitglieder zu entfer-
nen, welche sich ihres Vertrauens unwürdig erwiesen
haben. Bei den Provinzial-Kongregationen müssen die
Funktionen umsonst versehen werden, die Mitglieder
der Central-Kongregationen erhalten jährlich zwei Tau-
send Gulden Gehalt. Natürlich wollen die Glieder
der erstern gern in die zweite kommen, und die darin
sind, gern bleiben; was daraus folgt, liegt auf der
Hand.

Im Strafgesetzbuch ist zwar (§. 8. Cap. I.) die Maxime aufgestellt, daß Niemand gezwungen werden könne, von seinen Gedanken und seiner innern Meinung Rechenschaft zu geben, gleichwohl scheint die Erfahrung dem zu widersprechen.

Der schon erwähnte Maroncelli war von der Polizei mit zwei Prozessen und mit zwei anderen vom Gerichtshofe bedroht. Da letzterer ihn nicht verurtheilen konnte, kam Befehl, ihn vor eine besondere Kommission zu stellen. Er ward also einem Tyroler, dem Baron S—, überliefert. Dieser, arm und nackt von seinen heimathlichen Bergen herabgestiegen, war wie viele seiner Landsleute, die in allen Fächern der Administration angestellt sind, Anfangs Schreiber in Wien, und wurde 1821 zum Präsidenten einer gegen die Karbonari errichteten Kommission ernannt.

Als er nach anderthalbjähriger Untersuchung und Marter nicht mehr Schuld gegen seinen Gefangenen aufbringen konnte, wie die Polizei und der Gerichtshof, nahm er seine Zuflucht zum letzten hier üblichen Mittel, zur Bestrafung des Gedankens.

„Da sich aus der Untersuchung nichts ergiebt,“ hob er an, weshalb Sie verurtheilt werden können, so beantworten Sie mir noch eine Frage. Wenn Italien, anstatt von so viel kleinen Monarchen abhängig zu sein, unter einem vereinigt wäre, und die Regierung unabhängig, liberal, repräsentativ da stände, würden Sie einen solchen Stand der Sache der Gegenwart vorziehn?“

Als der Gefangene einwandte, daß er auf solche Fragen nicht zu antworten brauche, fuhr der Inquisitor fort:

„Könnte Ihnen die Antwort schaden, so würd' ich Sie nicht darum angehn, allein da sie gleichgiltig für Ihre Lage ist, und es im Gegentheile nützt, wenn der Kaiser sieht, daß ich auch über diesen Punkt gefragt habe, so beschwör' ich Sie, mir zu antworten."

Der Gefangene, welcher vermeiden wollte, seine Weigerung für keine Antwort ausgeben zu sehn, und doch auch nicht scheinen wollte, als werde er seinen Grundsätzen untreu, versetzte hierauf, daß ein Ehrenmann hier nur eins antworten könne, und er es ihm überlasse, seine Ansicht zu bestimmen.

Das war mehr, wie S— wollte. Er stand wie triumphirend auf und rief, „bisher waren Sie nicht zu verurtheilen, jetzt sind Sie's." Wir wissen schon, daß er es wurde, und wozu.

Um damalige Zeit (29. August 1820) wurde ein Gesetz erlassen, welches Todesstrafe über Alle verhängte, die Karbonari kennten und nicht denunzirten. Herr Alfred Rezia, ehemaliger Generalkapitain, wurde von der Polizei unter dem Vorwande verhaftet, er habe Maroncelli als Karbonari reden hören und ihn nicht angegeben. Rezia bewies die Falschheit dieses Vorgebens, und daß er nichts habe angeben können, da ihm unbekannt sei, ob Maroncelli zu den Karbonari's gehöre.

Der Richter fragte hierauf, ob er in dem Falle, er habe es gewußt, eine Angabe gemacht hätte? —

„Ich hätte gethan, was Sie thun würden," war die Antwort, die unstreitig zu Gunsten des Beklagten hätte ausgelegt werden müssen, allein für verneinend angesehen wurde. Ihr Autor büßte dafür mit drei Jahren carcere duro im Schlosse von Laybach. — Fehlen schon hier die Worte, eine solche Rechtspflege zu qualificiren, so ist das noch mehr der Fall bei folgender Verurtheilung eines wackern Soldaten der italienischen Armee, des ehemaligen Lieutenants Johann Bachinger.

Umsonst hatte sich sein Richter abgemüht, ihm eine Schuld aufzubürden; entrüstet, daß ihm seine Beute entschlüpfen wollte, fragte er: „wenn Italien eines Tages ein Königreich würde, würden Sie für dasselbe fechten?"

„Gewiß, das lehrt der gesunde Menschenverstand," lautete die militairisch offene Antwort. Funfzehn Jahre carcere duro waren der Lohn derselben. Er ward als convicto e confesso nicht allein feindliche Absichten auf die Regierung zu hegen, sondern auch Willens zu sein, ihr mit gewaffneter Hand Widerstand zu leisten, verurtheilt. Er schmachtet dermalen (1832) noch in dem furchtbaren Marterloche.

In die Reihe dieser Verurtheilungen gehört auch die des Franzosen Andryane. Er wollte sich von Genf nach Florenz begeben, und hatte das Unglück, unterwegs östreichisches Gebiet zu betreten. Kaum war er in Mailand, so fielen die Häscher über ihn her; er ward eingekerkert und man bemächtigte sich seiner Papiere. Ein Untersuchungsrichter that ihm die Marter

an, welche dort gerichtliche Procedur heißt. Er wurde angeklagt, nach Florenz im Auftrag der Propaganda zu reisen.

Nach strengen Verhören mußte man zugeben, daß Andryane es aufgegeben habe, seine Mission zu erfüllen; deshalb aber öffnet sich noch kein politischer Kerker. Die Frage war jetzt, wo hat er sie aufgegeben? vielleicht nährte er die Absicht, sie auszuführen, noch auf östreichischem Gebiete. Das wollten die Richter wissen, und zu diesem Geständnisse brachten sie ihn mit Hülfe seiner Unbehülflichkeit in ihrer Sprache, indem sie fragten:

„Wo haben Sie die Ausführung Ihrer Projekte aufgegeben? gewiß in Mailand?"

Weit entfernt, die Falle zu ahnen, ging der Unglückliche vertrauensvoll hinein und antwortete mit Ja. Dieses Ja ward als Beweis eines Versuchs zum Hochverrath gegen das hohe Haus Oestreich aufgenommen, denn er hatte mehrere Meilen östreichisches Gebiet mit dem Vorsatze bereis't, in ein anderes Land zu gehen und Etwas zu thun, was der östreichischen Regierung schaden könne. Auf dergleichen setzen die Landesgesetze den Tod. Andryane ward also zum Tode verurtheilt, allein die kaiserliche Milde verwandelte den Spruch in **carcere duro** auf Lebenszeit. — Auch dieser Unglückliche schmachtet in Spielberg.

Zehntes Kapitel.

Fürsorge für Wissenschaft und Kunst — Bescheidenheit eines östreichischen Beamten — Gioja und seine statistischen Arbeiten — kein Ausländer darf östreichische Schulen besuchen — das Nationalinstitut soll aussterben — Alfieri verboten — keine Pensionen mehr — ich werde thun, was ich kann — lithographiren heißt studiren — Kontrebandiers von Rang.

Von jeher hat man von fürstlichen Liebhabern der Wissenschaften sehr entgegengesetzte Meinung gehegt. Ungeachtet daher an allen Lehranstalten die Sorge für das Gedeihen von Wissenschaft und Kunst, welche die Regierung hege, ex officio gerühmt wird, kommen mir doch die Bemerkungen d'Alembert's über diesen Gegenstand sehr passend auf die Gegenwart vor. Er sagt:

„Die Fürsten, welche Gelehrte und Talente in die Nähe ihres Thrones treten ließen, waren nicht immer Ludwige XIV., Auguste und Friedriche. Man kann mehr wie einen Philosophen nennen, der in der Nähe eines Fürsten lebte, ohne der ihm gebührenden Achtung zu genießen. Kaiser Rudolph, der einzige Fürst des östreichischen Hauses, der einige Vorliebe für die Wissenschaft an den Tag legte, und den man wegen seiner Neigung zur Astronomie gerühmt hat; schätzte diese Wissenschaft nur, weil er sie als Basis der Astrologie ansah. Er rief Keppler nur an seinen Hof, in der Hoffnung, einen erfahrnen Astrologen an ihm zu haben. Ganz aufrichtig fragte er den großen Mann,

welches Ereigniß die Erscheinung eines neuen Sternes bedeute. Der berühmte Astronom war genöthigt, Wahrsagerkalender zu machen, um des Kaisers Gnade nicht zu verlieren, seine, nur regelmäßig bezahlte Besoldung nicht zu verlieren, und durch den Verkauf etwas zu verdienen. Dieses Hülfsmittel, sagte er, ist noch besser, wie lügen; ich will mich glücklich schätzen, die Ehre Sr. Maj. damit retten zu können, und nicht an seinem Hofe und vor seinen Augen Hungers zu sterben.

Bekannt ist durch die deutschen Zeitungen die berühmte Rede, welche 1820 Se. Maj. an die Professoren von Lubiana richtete, und darin erklärte, daß sie treue und keine gelehrten Unterthanen brauchen könne. In dieser Beziehung merkwürdig ist das am 17. März 1818 von der Regierung in Mailand erlassene Umschreiben.

„Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Exzellenz, Grafen, „Präsidenten des hohen kaiserlichen Ministeriums der „Polizei und Censur, werden die kaiserl. königl. Dele„gaten angewiesen, wenn Gelehrte oder Buchhändler „sich an sie mit der Bitte wenden sollten, auf heraus„kommende Werke zu subscribiren, oder sich für ihre „Verbreitung zu verwenden, sie damit jedesmal abzu„weisen, daß dergleichen Anträge von höhern Behör„den und von den Central-Kongregationen nicht be„rücksichtigt werden. Es sollen dergleichen Ansinnen „ferner der Polizei überwiesen werden, welche sie den „Bittsteller zurückgeben, und die dadurch aufgelaufenen „Kosten von ihnen eintreiben wird."

Beiträge zur Kenntniß dessen, was für Kunst und Wissenschaft geschieht, liefern ferner folgende Fakta. Während des Bestehens des Königreichs Italiens nahm die Regierung von guten Werken immer funfzig ja wohl hundert Exemplare, die unter die Angestellten gratis vertheilt wurden, und es wurden darauf jährlich an hundert Tausend Franken jährlich verwendet. — Se. Maj. hatte auf ein Exemplar der Sammlung von Historikern aller Nationen subscribiren lassen, die Bettoni druckt, ist aber auch davon 1826 wieder zurück getreten.

Die Regierung hatte 1813 auf funfzig Exemplare von Leopold Cicognara's Storia del risorgimento della scultura subscribirt, die in Venedig erschien. Für die beiden ersten Bände war bezahlt, die beiden letzten kamen 1814, nach Besitznahme der Oestreicher, in Mailand an. Sofort machte die Regentschaft einen Bericht an Se. Maj., um Auftrag zur Bezahlung der funfzig Exemplare zu erhalten. Es kam die Antwort, die empfangenen letzten Bände dem Herausgeber zurückzustellen. Jetzt berichtete die Regierung, sie habe nach dem Vorgange der vorigen Behörden schon vierzig Exemplare gratis vertheilt, und es wären nur noch zehn da.

Sofort kam der Befehl, wenigstens diese zehn Exemplare zurück zu geben. Kaum wurde das bekannt, als die Indignation und der Spott darüber, sich von Mailand nach Venedig und bis Wien fortpflanzte. Um dem Aergerniß bei der noch neuen Occupation ein Ziel zu setzen, und ein Beispiel von Frei-

gebigkeit zu geben, wurden endlich die fraglichen Exemplare bezahlt.

Das Wahre wäre gewesen, wenn man dem Herausgeber auch die ersten Bände mit zurückgegeben hätte, so würde er doch vollständige Exemplare gehabt haben. Hierbei fällt mir übrigens eine andere Geschichte aus der damaligen Zeit ein.

Ein guter Oestreicher, der, nebenbei bemerkt, bei der Mailänder Regierung eine der höchsten Würden bekleidete, bewies sich als ein eben so großer Bücherfreund. Er machte nämlich einem vornehmen Mailänder einen Besuch, und wurde von diesem in die Bibliothek geführt, wo ihn besonders ein zehnbändiges, prachtvoll gebundenes Werk zu gefallen schien. Es war ein Macchiavell, und er ergoß sich im Lobe dieses Buchs. Der Mailänder glaubte, damit sei der Inhalt gemeint, und hatte die Aufmerksamkeit, folgenden Tags dem Beamten die zehn Bände mit einem sehr schmeichelhaften Komplimente zu überschicken. Jener weigerte sich, sie anzunehmen, und als der Mailänder darauf bestand, was that der Oestreicher? er war so delikat, nur zwei Bände davon anzunehmen, und die übrigen zurück zu schicken.

Der Vicekönig Eugen hatte 1811 Herrn Melchior Gioja beauftragt, eine Generalstatistik des Königreichs aufzunehmen, und ihm eine Belohnung von vier Tausend fünf Hundert Franken für jedes Departement ausgesetzt; das Eigenthum an seiner Arbeit und der mögliche Ertrag des Druckes, blieb dessen

ungeachtet dem Autor. Nach zwei Jahren hatte Gioja sechs Departements bearbeitet, und empfing dafür sieben und zwanzig Tausend Franken.

Um sich das Recht der Priorität vorzubehalten, legte er seine Manuscripte, mit seinem Siegel versehen, in dem Archive des Ministeriums des Innern nieder. Nachdem 1814 die Oestreicher Besitz genommen, forderte Gioja für einen abermals vollendeten Theil der Arbeit den versprochenen Lohn, und fragte zugleich an, wie es mit der Fortsetzung der Arbeit zu halten sei. Sollte diese unterbleiben, so bäte er sich seine Manuscripte aus. — Die Regierung ließ nicht nur diese treffliche Arbeit fallen, sondern Gioja konnte auch nur einen Theil seiner Manuscripte wieder rehalten.

Eine Bekanntmachung vom 17. Januar 1826 bestimmt, daß im Allgemeinen kein Ausländer in irgend eine Anstalt aufgenommen werden darf, wenn er älter ist, wie zehn Jahr. In dem Falle, wo dieses Alter nicht überschritten ist, hängt aber die Aufnahme immer noch von der Zustimmung des Regierungspräsidenten der Provinz ab.

Die stiefmütterlichen Gesinnungen der Verwaltung zeigen sich auch an der Art, wie jetzt für Museen und dergleichen Anstalten gesorgt wird. Zur Zeit des italienischen Königreichs erhielt ein naturhistorisches Museum in den Provinzen jährlich immer tausend Franken, und jetzt werden ihm nur 200 Liv. bezahlt. Die botanischen Gärten in den Provinzen, sonst auf Staatsunkosten unterhalten, liegen jetzt den Kommunen zur

Last, wo deren noch von der Regierung zu erhalten verordnet sind.

Das System des gegenseitigen Unterrichts ist von der Regierung ebenfalls verpönt, und die es auf eigene Kosten in Mailand, Breszia und Mantua einführten, wurden als Rebellen erklärt. — Neue Mitglieder in das Nationalinstitut dürfen nicht gewählt werden. Man erspart dadurch beim Absterben jedes alten eine Pension, und das Ganze hört zuletzt auf. Damit es nicht etwa einiges Ansehen erhalte, ist ihm untersagt gegen den Gebrauch bei allen wissenschaftlichen Vereinen, ausländische Mitglieder zu ernennen.

Nicht genug, daß die Censur aus Manuscripten jede Stelle streicht, welche gegen Tyrannei spricht, sie hat auch den Druck der Alfieri'schen Tragödie verboten, von denen unter der frühern Regierung viele Auflagen erschienen. Alle Exemplare der Tyramide Alfieri's wurden von der Polizei den Buchhändlern weggenommen, was zu dem Gerede Anlaß gab: man sei zu bescheiden, das eigene Bild verkaufen zu lassen. — Censurlücken sind natürlich streng verboten. Kann sich ein Autor und Censor nicht verständigen, so wandert das Manuscript nach Wien, von wo es in vier, sechs, acht Jahren vielleicht wieder kommt.

Die Regierung des Königreichs Italien hatte in Mailand eine Mosaikschule angelegt, auf die jährlich achtzehn Tausend Franken gewendet wurden. Professor Raffaeli war aus Rom berufen worden, derselben vorzustehen. Diese Anstalt ist seitdem aufgehoben, und was von Arbeiten derselben vorhanden war,

nach Wien geschafft worden. Nicht besser erging es mit dem Fond zur Beförderung der Kunst und Wissenschaft, der beim Ministerium des Innern bestand, und aus dem junge talentvolle Leute Unterstützungen und Pensionen erhielten. Die letztern und der ganze Fond ward unterdrückt.

Der ehemalige Vicekönig von Italien, Prinz Eugen, zahlte sogar Pensionen an Künstler aus seiner Privatkasse. Wenn sich heut zu Tage Jemand um Unterstützung an den Vicekönig, Erzherzog Rainer, wendet, so heißt es: „ich werde thun, was ich kann; werde thun, was ich kann." Der arme Künstler hat seinen Besuch umsonst gemacht, denn der Vicekönig kann nichts thun.

Früher konnten ausländische Schüler im Mailänder Konservatorium der Musik aufgenommen werden, wenn sie einen jährlichen Beitrag von zehn Franken bezahlten. Treu ihrem Grundsatze, keine Ausländer in ihre Unterrichtsanstalten zu lassen, ist auch dies nicht mehr gestattet. Eben so wenig dürfen aber Einländer in's Ausland. Einige junge Leute suchten 1824 um Erlaubniß an, in Mailand die Lithographie einzuführen. Man erwiederte, sie sollten Beweise ihrer Kunstfertigkeit ablegen. Als sie darauf um Erlaubniß einkamen, zur weitern Vervollkommnung nach Paris gehen zu dürfen, gab ihnen die Polizei keine Pässe, weil man das Königreich nicht verlassen dürfe, um im Auslande zu studiren.

Daß man mit Fabriken nicht besser umgeht, davon liefert den besten Beweis, daß alle Mailänder

hörden die Rechte neuer Erfindungen ganz verkennen. Ein Beispiel davon mag hier stehen.

Im Jahre 1816 erwarben die Herren Luigi Porro und Antonio Robaglia ein Patent auf alleinige Verwendung der Dampfmaschine zur Abwickelung von Cocons. Einige Jahre später brachten die Herren Felix Botta u. Comp. eine kleine Verbesserung daran an, und erhielten nun ebenfalls ein Patent. Natürlich scheint, daß deßhalb das frühere in Kraft bleiben muß; die Behörden entschieden aber das Gegentheil und die ersten Herren verloren ihre Rechte und ihr Eigenthum.

Das Patentwesen wird überhaupt als Finanzregal betrachtet, denn es wird jede Gelegenheit benutzt, dergleichen zu ertheilen, und man läßt drei Hundert, fünf Hundert und Tausend Gulden zahlen, und noch mehr, was jährlich eine bedeutende Revenue abwirft.

Elftes Kapitel.

Widersprüche — Folgen der Schmuggelei — Geheimnißkrämerei — öffentlicher Zustand — Verkehrtheiten — ein großer Aktus ein großer Christus — die drei Censoren — Spionage — wie sich die Polizei benimmt — Marie Luise wird verboten.

Mitunter giebt man sich das Ansehen, als solle dem Handel und Wandel durch außerordentliche Zugeständnisse aufgeholfen werden. So ist z. B. die

Einfuhr (mittelst Dekret vom 27. December 1817) von Dampfmaschinen frei gegeben worden, und aller Zubehör, ja selbst die Feuerung zu denselben, wird steuerfrei erklärt. Kaum aber waren mit großem Aufwande von Kapital, Dampfbote im Gange, als man zehn Prozent vom Ertrag sich ausbat.

Die Einführung von Schnellwagen überließ man Privatleuten; sie wagten ihr Geld und lehrten den Nutzen derselben kennen. Auf sie entlud sich der erste thörigte Unwille der Lohnkutscher und Gastwirthe, die bei der langsamen Reisemanier mehr zu gewinnen glaubten. Sobald die Sache etwas im Gange war, kam die Regierung und forderte ihre zehn Prozente, und zuletzt erklärte sie die ganze Sache für ein Regal, und eignete sich das blühende Unternehmen an.

Durch die schon erwähnte Kontrebande, welche unter höherer Begünstigung von den höchsten Beamten getrieben wird, sind schon eine Menge rechtschaffener Kaufleute in der Lombardei ruinirt worden. Durch dergleichen Schmuggler war ein gewisser Baron * * zum Steuerdirektor in Mailand ernannt worden. Da er bei den Unterschleifen betheiligt war, erwiederte er immer auf die Reklamationen der Kaufleute, daß die Waare durch das Certificat gedruckt werde. Endlich wurde aber die Intrigue durch unwiderlegliche Beweise aufgedeckt und der Steuerdirektor mußte die Sache ausbaden.

Die Regierung beobachtet dabei über Alles, was Finanzwesen betrifft, ein wo möglich noch größeres Ge-

heimniß, wie über andere Gegenstände der Verwaltung. Jeder Vergleich mit dem frühern Gange der Dinge wird daher ängstlich gemieden. Im Jahre 1814 befanden sich alle Theile des Budgets des Königreichs Italien von 1813 in fertigen Formen in der königlichen Druckerei zu Mailand. Der Direktor fragte an, ob er nicht einige Exemplare davon abziehen lassen solle, um durch ihren Verkauf die Kosten zu decken. Hier verleugnete aber die Verwaltung ihre Prinzipien. Es kam Befehl, daß alle Formen zerbrochen, und die gedruckten Blätter nach Wien geschickt werden sollten.

Aus demselben Grunde wurde die Schrift des Advokaten Berra, über das Sinken der Getreidepreise, die in Wien mit Censur gedruckt worden war, verboten. Der Verfasser hatte einige Details darin über die frühern Abgaben der Grundbesitzer und über die laufenden mitgetheilt. Von dergleichen darf aber das Publikum nichts erfahren.

Um ein Beispiel von der Authencität gewisser Nachrichten zu geben, führen wir Folgendes an. Der schon näher bezeichnete Baron S— ließ 1825 in die Augsburger Allgemeine Zeitung rücken, Mailand sei das Bild des Wohlstandes selbst, Bettler sähe man nicht unter der zahlreichen Bevölkerung, die unter Napoleon angefangenen Bauten würden glänzend fortgesetzt, ja wären, mit Ausnahme des Simplon Bogens, vollendet, die Stadt habe seit 1816 alle Schulden bezahlt und habe jetzt einen großen Ueberschuß. Im

Lande wären lauter herrliche Wege, und der kleinste Flecken sei gut gepflastert und habe seine Straßenbeleuchtung.

Die Wahrheit von Allem dem ist, daß die Zahl der in allen Wohlthätigkeits-Anstalten Verpflegten, fortwährend zunimmt, daß an dem, was von dem Schuldenwesen gesagt wird, keine Sylbe wahr ist, daß die Menge der Fallissements weit die frühere übersteigt, daß allein 1827 drei Tausend Klagen wegen nicht bezahlter Miethzinse vorkamen, und die Kommun jetzt an neunzig Tausend Franken jährlich für das Armenwesen aufwenden muß, wovon sie zu französischen Zeiten nichts wußte, und daß endlich nicht einmal die Stadt Monza von einer Straßenbeleuchtung etwas weiß. Die allgemeine Nahrungslosigkeit ist kein geringer Beweggrund, Unzufriedene zu machen. Tedesk ist in Italien eines der ärgsten Schmähworte, das man kennt. Man hält mit seiner Meinung auch nicht zurück, und giebt sie durch alle Arten von Geberden zu erkennen, von denen weiter unten mehr kommen wird.

Wie mit dem öffentlichen Vermögen herumgesprungen wird, kann man nur daraus ersehn, daß man von 1809 bis 1823 den Steuerertrag baar von Venedig nach Wien schickte, und gleichzeitig eine Kiste Geld den Weg von Wien nach Venedig machen ließ, um die Truppen zu bezahlen. Um der Besatzung funfzig Pfund Tabak von Como nach Sondrio zuzuschicken, läßt man, anstatt sich der gewöhnlichen Komunikation zu bedienen, von Como zwei Or-

donanzen abgehen, die ihren Weg theils zu Wagen, theils zu Wasser, allein überall auf Kosten der Kommunen, die sie berühren, machen. Dies geschah noch im Jahre 1830.

In Mailand unterhält die Regierung ein topographisches Institut, allein die Mailänder Regierung kann von ihm durchaus keine Nachweisung irgend einer Art erhalten, und ist jedesmal genöthigt, sich deshalb nach Wien zu wenden. Von dort aus holt man die verlangte Auskunft aus Mailand vom Institut ein, und nun geht sie endlich von Wien der mailänder Regierung zu, die darum angehalten hat.

Noch viel wesentlichere Irrthümer finden sich bei den höhern Behörden, z. B. bei der Staats-Kongregation, die den Gouverneur zum Präsidenten hat, der als ihr Mitglied seine Stimme giebt und hinterher als Präsident der Regierung ihre Rapporte beurtheilt. In dem Falle nun, wo die Kongregation gegen ihren Präsidenten gestimmt hat, stimmt dieser wieder als Gouverneur dagegen. Es ist hier also offenbar Partei und Richter in einer Person. Der Markt von Malaspina aus Pavia wagte es, als Kongregationsmitglied gegen diesen Mißbrauch ehrfurchtsvolle Vorstellungen zu machen, kam aber deshalb in Ungnade und wurde nicht wieder ernannt.

Wie sich ein getreuer Beamter benehmen muß, um sein Glück zu machen, davon, ist ein Mann ein Beispiel, der selbst Regierungspräsident war. Als im Konseil die Rede auf den Posten eines National-

mechanikers kam, welchen Graf M..... bekleidete, machte er geltend, Mailand habe so lange ohne denselben bestanden und so könne man ihn auch künftig entbehren, und die Besoldung sparen. Jedermann sieht ein, daß man auf diese Art jede vernünftige Neuerung, neue Straßen z. B., wegraisonniren kann, dem Grafen brachte aber seine Logik einen Ruf nach Wien und einen Platz im Kabinet ein, wo er sich der italienischen Angelegenheiten annehmen sollte. Er bewieß seine Weisheit auch hier, indem er als Universalmittel gegen alle Uebelstände die Herstellung der Kapuziner vorschlug.

Als im März 1818 die neuen Civilbehörden eingeführt wurden, mußte von den Beamten dem Kaiser der Eid der Treue geleistet werden. Es war ein Oestreicher der damals in Bergamo bei dem Tribunal den Vorsitz führte. Zur Zeremonie der Eidesleistung war ein kleines Christusbild besorgt worden. Als der Präsident das sah, erhob er sich, mit den Worten: „großer Aktus, großer Christus!" Er ruhte nicht, bis in Bergamo ein lebensgroßer Christus aufgetrieben worden war, ohne den der Eid nicht gut gewesen wäre.

Die drei Censoren in Mailand machen der Regierung auch alle Ehre. Im Jahre 1824 gab ihnen der Professor Astolfi eine gnomonische Abhandlung, um das Imprimatur von ihnen zu erhalten. Der Titel empörte die drei Herrn; sie hatten in ihrem Leben keine mathematische Figur gesehen, und glaubten hinter diesen Linien und Buchstaben stecke eine Freimaurersprache. Auf der Stelle sandten sie das furcht-

bare Manuscript an die Polizei, und forderten die provisorische Verhaftung des Verfassers. Der Polizeirath P..... theilte ihren Verdacht; es ist ein Mann, der seinen Namen kaum zu kritzeln versteht. Die Arretirung wäre auch auf der Stelle vollzogen worden, hätte nicht ein um Rath gefragter Mathematiker die albernen Hänse klug gemacht.

Eben so werden alle Briefe, besonders die an kluge Personen, beim mindesten Verdachte geöffnet. Die Spionage ist ferner so organisirt, daß jedes Kaffeehaus, Theater, jeder öffentliche Platz, Kirchen, Schenken, kurz jeder Versammlungsort zwei, vier und mehr Kundschafter hat. In Mailand allein kostet das monatlich hundert vier und siebenzig Tausend Franken. Gewöhnliche Kundschafter bekommen täglich zwei Livre, die besseren vier, die noblen zehn, außerordentliche fordern.

Das Publikum soll von dieser Einrichtung natürlich nichts wissen.

Ein Beweis, wie feindselig man gegen Alle gesinnt ist, die nicht im strengen Sinne der Meinung der Regierung sind, ist, daß die höheren Beamten und die Behörden im Allgemeinen, sobald sie ein Individuum los sein wollen, das ihnen nicht genug den Hof macht, nur von ihm zu melden brauchen; es trage sich mit der Regierung verdächtigen Ansichten. Das reicht hin, um Amt und Würde zu verlieren, aus einer Stadt verwiesen zu werden, wohlerworbene Rechte zu verlieren.

In seinen Vorlesungen hatte ein Professor der Ge-

schichte den bekannten Ausspruch des Papstes Julius II. erwähnt; „außer Italien giebt es nur Barbaren.“ Dies machte ihn verdächtig und er verlor 1818 seine Anstellung.

Die Polizei ist hier wie ein scheues Pferd; die geringste Kleinigkeit allarmirt sie; eines Spaßes wegen vexirt sie hundert Personen. Betritt ein Reisender die Grenze des Königreichs, und finden sich in seinem Portefeuille nur ein Paar geschriebene Zeilen, so soll es versiegelt und an die Mailänder Censur geschickt werden. Mit Büchern ist es derselbe Fall, und die Bibel selbst macht davon keine Ausnahme.

Bemächtigt sich die Polizei eines Individuums, das im Auslande gereist hat, so breitet sie eine ungeheuere Liste vor ihm aus, welche die Namen aller angesehenen Personen in fremden Landen enthält, die liberaler Meinungen wegen bekannt sind. Kommt der Reisende von Paris, soll er sagen, was Lafayette, Lafitte, Lamarque, Odilon-Barrot u. s. w. zu ihm geredet haben; kommt er aus England, so wird inquirirt, ob er Lord Holland, Lord Brougham gesehen hat. Von allen diesen Personen hat sich die Polizei Unterschriften und ganze Briefe zu verschaffen gewußt, so daß sie die Handschriften derselben kennt. Mit denselben vergleicht sie die in dem Portefeuille gefundenen Schriften und auf eine leichte Aehnlichkeit hin, erklärt sie Einen verdächtiger Korrespondenz schuldig.

Von 1814 bis 1818 war es verboten, das Portrait der Exkaiserin Marie Louise, der Gemahlin Na-

poleons zu verkaufen. Man hielt deshalb bei mehrern Bilderhändlern Haussuchung, und einige wurden sogar zu Strafen verurtheilt, weil sie das Bild der Tochter ihres Landesherrn verkauft hatten, oder nur dessen verdächtig waren. Endlich hörte dieses Verbot auf; Marie Louise durfte sich wieder sehen lassen. Das Portrait Napoleons bleibt aber nach wie vor verpönt.

Die Polizei befahl 1815 den Gipsmodellirern, die Form zu Napoleon zu zerbrechen, und künftig andere Gegenstände zu wählen.

Zwölftes Kapitel.

Die Langsamkeit der Regierung — Beispiele — Geiz der Regierung — Die restaurirten Kapuziner — der Reliquienhandel — Ariosto — An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — Begünstigung der Künste und Wissenschaften in Parallele — Schluß.

Es ist längst sprichwörtlich geworden bei den Italienern, daß ihrer Regierung Gang so schnell sei wie der der Schildkröte. An Beweisen und Erfahrungen in dieser Beziehung fehlt es nicht. Als nach der östreichischen Besitznahme im Jahre 1814, viele andere Behörden und öffentlichen Institute, um ihre Bestätigung in Wien einkamen, traf lange keine Erwiderung ein. Endlich, nach dreizehn Jahren, kam die an das Konservatorium im September 1827; die andern sind heute zum Theil noch ohne dieselbe geblieben. — Die Ernennung des Doktor Buccinelli

als Direktor des großen Mailänder Hospitals ging 1825, zwei Jahre nach seiner Beerdigung ein.

Von den Büchern und Handschriften, welche von der mailändischen Censur nach Wien geschickt werden, weil sie nicht darüber entscheiden will, sieht und hört man erst nach acht bis vierzehn Jahren wieder etwas, und von manchen ist auch gar nicht wieder die Rede.

Der Grund davon ist zum Theil die Absicht, die Bewegung der Gesellschaft zu hemmen, zum Theil Unwissenheit über den Werth der Zeit, und Mißtrauen und Geiz. Aus letzterem läßt man die Stellen, die durch Todesfälle erledigt wurden, absichtlich unbesetzt, um die Gehalte eine Zeit lang zu sparen. Die Folge ist, daß die Beamten mit der Arbeit nicht fertig werden können. Dieses Prinzip wird nicht blos mit weltlichen sondern auch mit den geistlichen Stellen befolgt, denn während ihrer Vakanz bezieht die Domainenverwaltung die Einkünfte davon. So waren z. B. 1827 an der Mailänder Kathedrale zehn Kanonikate unbesetzt.

Bei der ungebührlichen Verzögerung aller Entscheidungen hat die Regierung noch einen andern Gewinn. Die Betheiligten verlieren natürlich die Geduld, wiederholen ihre Bittanträge, wenden sich an mehrere Behörden, und verbrauchen auf diese Art eine ungewöhnliche Menge Stempelpapier. — Gilt es jedoch Gelder einzutreiben oder Jemand zu verfolgen, so ist Niemand schneller bei der Hand wie die k. k. Polizei.

Wie weit man die schmutzige Sparsamkeit treibt,

davon spricht die Anordnung, daß z. B. die an den Thoren von Mailand stationirten Polizeimenschen, vierzehn Tage mit einer Feder auskommen müssen. Aehnliche Vorschriften bestehen über die Größe des zu den Rapporten zu nehmenden Papieres. Im Großen ist es ganz derselbe Fall.

Der König von Frankreich bewilligte der Witwe des Marschall Suchet eine Pension von funfzehn Tausend Franken und der Kaiser der Witwe des Marschall Bubna im nämlichen Jahre eine Pension von vier Tausend Livres oder 3470 Franken. — Gratifikationen sind jetzt eben so selten, wie sie unter der vorigen Regierung häufig waren. — Bei den Pensionen erhob man sonst, wenn der halbe Monat vorüber war, stets den Betrag für den ganzen; jetzt rechnet man Tageweise aus. — In den Strafarbeitshäusern ward unter französischer Regierung der Mehrverdienst der Gefangenen, der nicht zu ihrem Unterhalt aufging, für sie aufbewahrt, und ihnen bei der Entlassung eingehändigt. Diese weise Einrichtung existirt nicht mehr. — höchst drückend ist es, daß die bei den Behörden umsonst arbeitenden Volontairs, wenn sie eine wirkliche Anstellung erhalten, von ihrem künftigen Gehalte zwei und ein halbes Prozent für die Jahre abgeben müssen, wo sie keinen Gehalt erhielten.

Durch den Geiz des Gouvernements sind eine Menge wohlthätige Einrichtungen theils ganz eingegangen, theils der früher empfangenen Unterstützung beraubt worden, und einträgliche Unternehmungen, die sonst Privateigenthum waren, hat die Regierung an sich ge-

rissen. Dies ist mit der Mailänder Zeitung der Fall, die jetzt mit zwei und zwanzig tausend Franken jährlich verpachtet ist.

Derselbe Geiz verhindert die nothwendigsten Bauten und Reparaturen, wenn sie nicht Militärstraßen betreffen, die das Heranziehen deutscher und ungarischer Soldaten erleichtern. Jahrelang mußte der erste Gerichtshof in Sondrio um ein Lokal betteln, in dem er vor Wind und Wetter sicher sei.

Wie sehr es der Censur mit Beförderung der Moralität Ernst sei, ergiebt sich auch daraus, daß es im lombardisch-venetianischen Königreiche verpönt ist, die skandalöse Geschichte der Mönche und Klöster und die Verderbtheit der Sitten der Klerisei in früherer Zeit, nur zu erwähnen; mit fürstlichen Personen tritt derselbe Fall ein, sie mögen immerhin schon dreihundert Jahre modern.

Unterm 4. Januar 1827 wurde der Kapuzinerorden in den venetianischen Provinzen wieder hergestellt, und den Novizen die Ausnahme von der Konscription zugestanden. Ueber den Handel mit Reliquien erging am 23. Januar 1827 folgende Bekanntmachung in Mailand.

„S. k. k. M. hat mit souverainer Entschließung vom 1. November den Befehl herabgelangen lassen, daß der Verkauf von Reliquien in Splittern des heiligen Kreuzes nicht Statt finden darf, und es wird in Folge dessen zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß es 1) nicht erlaubt ist Reliquien und Splitter vom heiligen Kreuze an den Meistbietenden oder auf eine an-

dere Weise zu verkaufen, auch kann in Bezug auf diese Gegenstände kein exekutiver Akt, z. B. bei Konkursen und Erbtheilungen Statt finden; endlich dürfen dergleichen Gegenstände niemals an nicht katholische Personen cedirt werden.

In den Fällen, wo der Verkauf einer Fassung solcher heiliger Gegenstände beabsichtigt wird, sollen sie nur in Gegenwart eines bischöflichen Kommissars, oder des Pfarrers davon getrennt werden, wenn die Gemeinde zu weit von der bischöflichen Residenz entfernt liegt. Sie müssen auch seiner Obhut anvertraut werden und es bleibt den Bischöfen überlassen, die Pfarrer zu instruiren, wie sie sich in dergleichen Fällen zu benehmen haben u. s. w."

Es bedarf keiner Erläuterung was davon zu halten ist, eben so erklärt sich die folgende Thatsache von selbst. Als eine hohe Person in Ferrara war, beeilte man sich, ihr die Originalhandschrift des berühmten Gedichts von Ariost vorzulegen, welche man unter den Kostbarkeiten dieser Geburtsstadt des Dichters verwahrt. Sie wurde verächtlich mit den Worten bei Seite geschoben: ich habe nie dieses obscöne Gedicht gelesen und will es auch nie thun. —

Der östreichische Beobachter hat selbst erklärt, daß Dom Miguel nach Wien ginge, um die Kunst des Regierens zu lernen. Was er gelernt hat, darüber ist das Urtheil der Welt längst gefällt. — Von allen civilisirten Regierungen ist längst die Tortur abgeschafft worden, allein die Paragraphen 363 — 65 des östreichischen Strafgesetzbuches geben den Präsidenten das

Recht, Bastonnaden, Fasten und ähnliche Martermittel anzuwenden gegen Beklagte, welche Antworten verweigern, oder beim Leugnen verharren, ungeachtet Beweise gegen sie vorliegen. — Diokletian gestattete nicht, daß Vater und Sohn gegen einander als Zeugen aufträten, und strafte den Bruder mit Verbannung, der gegen den Bruder klagte. Im östreichischen Strafgesetzbuche §. 377, steht, daß in Prozessen gegen Staatsverbrecher die Frau gegen den Mann zeugen, der Bruder gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater klagen kann, und die kaiserliche Bekanntmachung von 1820 gebietet ausdrücklich bei Todesstrafe, daß jeder, der einen Karbonaro kennt, ihn angeben muß, gleichviel ob er seiner Familie angehöre oder nicht.

Welches Ansehen genießen unsere Gelehrten? Man höre. Napoleon ließ Fürsten im Vorzimmer warten, während er sich mit dem berühmten Astronomen Oriani unterhielt. Als 1816 der Kaiser nach Mailand kam, und ihm Oriani vorgestellt ward, drehte er ihm den Rücken zu, redete kein Wort mit ihm, und sagte zu den Mitgliedern des Instituts: „Signori, ich fordere nicht Wissenschaft von ihnen, aber Religion und Moral." Die beiden italienischen Mathematiker Carlini von Mailand und Piana von Turin, die im Jahre 1820 den astronomischen Preis bei der Akademie der Wissenschaften in Paris erwarben, erhielten jeder vom Könige von Sardinien für dieselbe Leistung eine Medaille und drei Tausend Franken.

Professor Zipser aus Ungarn erhielt aus allen Weltgegenden schmeichelhafte Belohnungen für seine

das Studium der Mineralogie so sehr fördernden Arbeiten. Gleichzeitig sandte ihm der Kaiser von Rußland einen Brillantring und die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum korrespondirenden Mitgliede.

Von der östreichischen Regierung, unter der zwei der nur genannten drei Männer stehen, hat keiner auch nur die kleinste Belohnung empfangen.

Im Jahre 1823 gab der König von Frankreich zwei Tausend vier hundert Franken zu dem Monumente her, welches Canova zu Ehren in Venedig errichtet werden sollte. Von östreichischer Seite ging nichts dazu ein.

Wenn der Vicekönig Eugen von Italien, die Dedikation eines schätzbaren Werkes annahm, empfing der Verfasser auch Beweise seiner Munifizenz, was für andere Schriftsteller ein Sporn war. Aus einem Schriftchen des Marki De Breme ersieht man, daß die Widmung der statistischen Tabellen ihrem Verf. Melchior Gioja sechs Tausend Franken einbrachte. — Der Erzherzog Rainer nahm auch die Dedikation der Ackerbaubibliothek des Professor Amoretti an, und — subscribirte auf zwei Exemplare.

Das wäre denn die Regierung. Ihr Gebiet, ein Conglomerat heterogener Bestandtheile, scheint sich von Natur zur Auflösung hinzuneigen, allein auf diese Verschiedenheit selbst hat sie ihre Macht gebaut. Was Elemente der Zerstörung scheinen, hat die Kunst in erhaltende Kräfte umgewandelt. Man benutzt die ungarischen, böhmischen, gallicischen Trup-

pen als Stützen der Macht in Italien, und die italienischen in Ungarn, Böhmen, und Gallizien. Man nährt sogar eine Eifersucht zwischen den verschiedenen Provinzen, damit sie sich nicht einfallen lassen zu fraternisiren. Wie lange ein solcher Gang der Dinge noch bestehen kann? wer weiß es. Die Welt ist gewiß geschaffen um glücklich zu sein und

Dominus providebit.



